

Editorial

Sabine Hödl

Wohnen ist nicht nur ein Platz zum Schlafen und Essen, Wohnen ist ein Grundbedürfnis. Eine Wohnung ist ein Ort, an den man sich zurückziehen kann, der nicht nur ein Dach über dem Kopf bietet, sondern Geborgenheit und ein Gefühl des Hierhin-Gehörens.

Die Beiträge dieses Themenbandes „schauen“ durch die Jahrhunderte „in die Häuser“ und zeigen die Vielfältigkeit jüdischen Wohnens.

Beginnend mit einer Einführung in das Thema widmet sich Martha Keil in ihrem Beitrag der Repräsentationsfunktion jüdischer Wohnungen im Mittelalter und vergleicht diese mit der christlichen Wohnungsgestaltung und -ausstattung. Deutlich werden hierbei die jeweilige Wahrnehmung der Wohnattribute sowie die gegenseitige Beeinflussung in Auswahl und Verwendung von Stilelementen auf christlicher wie jüdischer Seite.

Eveline Brugger zeigt in ihren Ausführungen, wie nahe Christen und Juden im Mittelalter zusammenlebten. Bei Nachbarschaftskonflikten waren religiöse Aspekte selten ein Thema, sondern es ging vorrangig um die gegenseitige Beeinträchtigung durch Lärm, Schmutz und Gestank. Aufgrund der räumlichen Nähe waren religiöse Bräuche wie auch der Lebensstil der „anderen“ durchaus bekannt.

Eine gesetzliche Verschärfung wie auch verstärkte Reglementierung des Wohnraums zeigt Elisabeth Loinig in ihrem Beitrag zum jüdischen Wohnen im Wien des 18. Jahrhunderts. Waren „Judenhäuser“ bis dahin Häuser, die im Besitz von Juden gestanden hatten, kam es zu einem begrifflichen Bedeutungswandel: ein „Judenhaus“ war nun ein den Juden zum Wohnen, abge sondert von den Christen, zugewiesenes Haus.

Einem völlig anderen Aspekt von Wohnen widmet sich Christoph Lind, indem er die Lager für jüdische Flüchtlinge in Niederösterreich im Verlauf des 1. Weltkriegs thematisiert. Es erscheint wie die Darstellung der aktuellen politischen Situation, wenn Behörden nach geeigneten Quartieren für Flüchtlinge suchen und das Spektrum von offener Aufnahme bis zur völligen Ablehnung reicht.

Birgit Johler zeigt am Beispiel von Anna Freud, wie vertraute und geliebte Möbel in der Emigration noch an Bedeutung gewinnen und ein Gefühl von Heimat in den neuen eigenen vier Wänden schaffen.

Gerade das Fehlen dieser eigenen vier Wände, den Verlust von Besitz und Privatheit thematisiert Philipp Mettauer in seinen Ausführungen zu den Wiener Sammelwohnungen in den Jahren 1938–42. Das Schlagwort von der „Schaffung neuen Wohnraums“ bekommt in Betrachtung der Delogierungen und „Arisierungen“ eine völlige neue Bedeutung.

Dem bisher noch wenig erforschten Bereich der Sammelwohnungen in St. Pölten und Wien geht auch Wolfgang Gasser in seinem Beitrag zum Sparkling Science-Projekt „Abgemeldet“ nach. Die an der Projektarbeit beteiligten Schülerinnen und Schüler setzten sich mit der Tatsache der erzwungenen Übersiedlungen und dem Verlust der Selbstbestimmtheit auseinander. Sie erforschten die Wohn-Wege jüdischer Familien von der selbst gewählten Wohnung über das beengte Leben in Sammelwohnungen bis hin zur geglückten Emigration oder aber Deportation in den Tod.

Einer wiederum völlig anderen „Wohnsituation“ widmet sich Ronald Friedmann in seinem Beitrag über den langen Weg jüdischer Flüchtlinge nach Palästina. Aufgrund der restriktiven und unmenschlichen Politik der britischen Mandatsmacht wurden im Dezember 1940 1.600 Jüdinnen und Juden, die bereits die Küste Palästinas erreicht hatten, nach Mauritius gebracht und dort interniert. Erst nach fünf langen Jahren konnten diese Flüchtlinge nach Kriegsende ein neues Leben in Erez Israel beginnen.

Den Einstieg in ein neues Leben, dem neuerlichen „Erlernen“ von Wohnen ohne Angst, widmet sich abschließend Jim Tobias in seinem Beitrag zum „International Children’s Center“ im Kloster Indersdorf nach 1945. Die dort untergebrachten Kinder und Jugendlichen kamen nach dem Schrecken der Lager und der Flucht erstmals wieder zur Ruhe und konnten sich auf ein normales Leben vorbereiten.

Zeige mir, wie Du wohnst und ich sage Dir, wer Du bist – die Beiträge zeigen die Vielfältigkeit von Wohnmöglichkeiten, und halten unserer „Selbstverständlichkeit“ von Wohnen – gerade in Zeiten großer Fluchtbewegungen – einen Spiegel vor.

Höfischer Tanz im

Wohnen und Repräsentation nicht nur im Spätmittelalter

Martha Keil

Laut Definition der Weltgesundheitsorganisation ist Wohnen *die Verbindung von Wohnunterkunft, Zuhause, unmittelbarem Wohnumfeld und Nachbarschaft* (WHO 2004). Somit bedeutet Wohnen mehr als ein bloßes Dach über dem Kopf; es erfüllt das menschliche Grundbedürfnis nach dem Eingebettetsein in ein sicheres räumliches und soziales Umfeld.

Die Erforschung des Wohnens, wie es sich unsere diesjährige Sommerakademie bezüglich der jüdischen Wohnsituationen zur Aufgabe gemacht hat, stützt sich auf Methoden der Historischen Anthropologie und der Kulturwissenschaften, in deren Rahmen vor allem auch die Gender Studies bedeutsam sind. Gerade bezüglich des Hauses wurde im Lauf der Geschichte immer wieder eine strikte Geschlechterzuteilung getroffen – wie etwa Frauen im Inneren, Männer in der Außenwelt, Frauen in der Küche, Männer im Arbeitsraum –, die nur in Ausnahmefällen der sozialen Realität entsprochen hat. Die Bandbreite von Forschungsthemen reicht von freiwilligem, aber obrigkeitlich eingeschränktem Wohnen über die freie, jedoch von ökonomischen Grundlagen abhängige Wahl des Wohnorts bis zur von einem brutalen Regime erzwungenen Deportation und „Konzentrierung“ in den menschlichen Grundbedürfnissen völlig entgegengesetzte Wohnverhältnisse. Für die Behandlung dieser Fragen ist es zielführend, die Werkzeuge der Mikrogeschichte zu nutzen, um aus einer möglichst großen Vielfalt von materiellen, schriftlichen und bildlichen Quellen möglichst viele Details zu filtern, die dann wiederum in einen größeren Kontext gestellt werden können.

Ebenso vielfältig sind die möglichen Forschungsobjekte: ein repräsentatives Steinhaus in einem mittelalterlichen Judenviertel, das Haus einer Landjudenfamilie in der Frühen Neuzeit, das Palais eines Hofjuden, ein Ghetto im Italien der Renaissance, die Gasse eines osteuropäischen Shtetls, die Kellerwohnung einer jüdischen Arbeiterfamilie, ein Palais in der Wiener Ringstraße, ein bürgerlicher Salon – sie alle geben Einblick in mehr oder minder freiwillige Lebensformen jüdischer Gesellschaften in der zentraleuropäischen Geschichte.

Unbehagen löst die Fragestellung aus, ob auch die gewaltsam erzwungene Unterbringung in KZ-Lagern und NS-Ghettos als „wohnen“ bezeichnet werden kann, was von dem 1939 von Prag über London nach Brasilien geflüchteten Philosophen Vilém Flusser, dessen gesamte Familie in Lagern ermordet wurde, *so entsetzlich es klingen mag* bejaht wird.¹

Um die Vielfalt der Forschungsfragen, die sich zum Thema „Wohnen“ eröffnen, in eine Struktur zu bringen, schlägt die Frühneuzeit-Historikerin Inken Schmidt-Voges (Marburg) ein dreiteiliges Modell vor: Das Haus im materiellen Sinn, also als Gebäude mit seinen Dingen und seiner Ausgestaltung für Wohn- und Arbeitsraum, das Haus im sozialen Sinn, also als „Begegnungsort“ für eine Gruppe von Menschen und „Bühne der sozialen Repräsentation“, und das Haus als rechtliches Ordnungsmodell. Im Fokus stehen hier die Beziehungen zwischen dem Haushaltsvorstand mit seiner scheinbar uneingeschränkten Verfügungsgewalt, seiner patria postestas, gegenüber seiner Ehefrau, den Kindern und den Dienstboten.²

jüdischen Saal



Die Neidhart Fresken entstanden um 1407 und schmückten einst den privaten Tanzsaal des reichen Tuchhändlers Michel Menschein. Die dargestellten Szenen basieren auf Liedern des Minnesängers Neidhart von Reuenthal (um 1180–1240). © Wien Museum

Bis in die Gegenwart, wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung, sind diese Modelle von häuslichem Zusammenleben von Religion geprägt, und zwar nicht nur von den normativen Vorgaben und der sozialen Kontrolle, sondern auch von gemeinsamen Frömmigkeitsidealen und den Alltag prägenden Ritualen und Festen. Zwar gelten alle beschriebenen Herangehensweisen für Christen wie für Juden, denn Wohnen und Zusammenleben als menschliches Prinzip unterscheidet nicht zwischen religiöser Zugehörigkeit. Doch drückt diese selbstverständlich der Wohngestaltung, den Anforderungen an Räumen, Mobilar und Geschirr ihren Stempel auf und zeigt sich auch an äußeren Merkmalen. Haussegen, Kreuze sowie Marien- und Heiligenbilder und -statuen auf Häuserfronten präsentieren „auf den ersten Blick“

den christlichen Glauben ihrer Bewohner und Bewohnerinnen. Etwas versteckter, aber ebenfalls von außen macht eine Mesusa (wörtlich: Türpfosten) ein jüdisches Haus erkennbar. Die am Türstock angebrachte Kapsel mit Pergamentstreifen, die das Schema Israel („Höre, Israel“) und das diesbezügliche Gebot (Deut. 6,4–9; 11,13–21) verzeichnen, ist ein Objekt der Selbstrepräsentation und „markiert den realen Ort“ des Hauses, aber auch den „ideellen Ort der Religionspraxis“. ³ Insbesondere größere und besser ausgestattete Häuser konnten die Anforderung als solch „ideelle Orte“ erfüllen: Ascher Levi von Reichshofen im Elsass etwa erwarb im Jahr 1626 ein Haus, das neben den üblichen Wohn- und Vorratsräumen auch ein eigenes Bad für die Körperpflege vor dem Besuch des rituellen Tauchbades (Mikwe), eine

Studierstube für das tägliche religiöse Lernen und einen Ofen enthielt, in dem der Tscholent für den Schabbat schmoren und die Mazzes für Pessach gebacken werden konnten. Außerdem betonte Ascher, dass seine Türen stets offen standen, um Fremde zu begrüßen und Arme zu versorgen.⁴ Obwohl anzunehmen ist, dass vor allem an den Feiertagen aus Gründen der Sicherheit die realen Türen sehr wohl geschlossen waren, standen doch die ideellen Tore der Zedaka, der Wohltätigkeit, weit offen.

Hausen, Wohnen, Residieren

„Hausen, Wohnen, Residieren“ – unter diesem Titel gab der Sozial- und Wirtschaftshistoriker Ulf Dierlmeier den zweiten Band der fünfbändigen „Geschichte des Wohnens“ heraus, die auf mehr als 800 Seiten den Zeitraum von 500 bis 1800 behandelt.⁵ Diese nach sozialen und wirtschaftlichen Kriterien vorgenommene Dreiteilung kann auch als Motto für das jüdische Wohnen gelten, und zwar für die gesamte jüdische Ansiedlung in Aschenas bis zum 20. Jahrhundert. Während „Wohnen“ nach den jeweiligen historisch-politischen und kulturwissenschaftlichen Kriterien in einer beinahe unendlich erscheinenden Bandbreite untersucht werden kann, wecken die beiden anderen Begriffe einschlägige Assoziationen.

„Hausen“ betrifft einerseits Unterschichten insbesondere in der Vormoderne, deren ökonomische Verhältnisse kein „anständiges Dach über den Kopf“ mit

Schutz vor Kälte, Feuchtigkeit, Schmutz und Gefahr zuließen. Konkret auf Judenviertel in mittelalterlichen Städten bezogen, weist dies auf schlecht gedeckte Häuser aus Holz hin, deren Fenster nicht verglast, sondern höchstens mit Lumpen oder Tierhäuten verschlossen waren und somit kaum vor Witterung schützten. Es bedeutet zahlreiche Menschen in engen Räumen, deren Gesundheit durch mangelnde Sauberkeit und Lüftung gefährdet war. Auch die Lage dieser Häuser in feuchten und anderweitig klimatisch ungünstigen Gebieten legt die Bezeichnung „hausen“ nahe, sowie in sozialer Hinsicht ein völliges Fehlen von Privatsphäre und Rückzug. Wenn dazu noch der Zwang zu einer solchen Wohnform, Entrechtung und Entzug jeglicher Selbstbestimmung und Lebensgestaltung sowie ein unverschuldeter plötzlicher sozialer Abstieg erfahren wird, drängen sich Bilder und Assoziationen zu den Lagern und Ghettos der NS-Zeit auf.

Die Bezeichnung „Residieren“ trifft auf jüdische Oberschichten zu, die – soweit obrigkeitlich zugestanden – ökonomische und bisweilen sogar politische Macht ausüben konnten, zumindest im Rahmen der eigenen Kommunitäten. Hofjuden, Fabrikanten oder Gründer von Bankhäusern konnten sich wie die christlichen Angehörigen dieser sozialen Schicht repräsentative Häuser bauen, erwerben oder adaptieren, deren Innengestaltung, von den religiösen Erfordernissen abgesehen, den christlichen „Residenzen“ ebenbürtig waren.



Wappenfries und Bauerntanz

Zu den bekanntesten und verblüffendsten Funden der letzten zwei Jahrzehnte gehören die 1996 entdeckten Wandfresken im Wohnhaus der Geldhändlerin Minna, Witwe des Menachem, und ihrer Söhne Mosche und Mordechai in der Züricher Brunnngasse 8 aus der Zeit von ca. 1330. Minna und ihre Söhne hatten sich einiges einfallen lassen, die Aufmerksamkeit der christlichen und jüdischen Besucher ihrer 76 m² großen Wohnhalle zu wecken: Wohl um ihren adeligen Kunden zu schmeicheln und mit den klingenden Namen ihrer tatsächlichen oder potentiellen Mit-Schuldner zu beeindrucken, hatten sie die Wappen in einem den oberen Rand der Wände durchlaufenden Fries von 32 cm Höhe dekorativ aneinandergereiht. Hauptsächlich handelt es sich um Wappen des Hochadels aus dem südwestdeutschen Raum. Vermutlich zur Gedächtnisstütze für die Anordnung der Wappen ließen die Auftraggeber die prominenten Namen der Rittergeschlechter in hebräischen Buchstaben unter die Wappen schreiben. Die Gleichzeitigkeit von Bild und Schrift steht außer Zweifel, doch verwendete man nicht, wie zu erwarten gewesen wäre, eine repräsentative hebräische Quadratschrift, sondern die alltägliche Kursive. Von den 84 Wappen sind 25 freigelegt, darunter das der Grafen von Helfenstein, die tatsächlich, wie am Grabstein der Adelheid von Helfenstein ersichtlich, einen Elefanten als Wappentier trugen. Dass eine symbolische Versammlung

von derart prominenten Kunden auch die Bewunderung und den Neid der eigenen Glaubensgenossen erregen sollte, kann nur vermutet werden.⁶

Die Familie der Minna und des Menachem gehörte zur aschkenasischen Bankierselite und besaß durchaus die finanziellen Mittel, kostspielige Moden zu übernehmen oder vielleicht sogar vorzugeben – die Richtung des Transfers ist nicht festzulegen. Ähnlich prächtige Repräsentationsräume aus der gleichen Zeit sind in drei weiteren, christlichen, Häusern in Zürich freigelegt worden, auch sie zeigen Wappenfriese, aber selbstverständlich nicht mit hebräischen Unterschriften.

Mit einem Wappenfries schmückte auch der Kremser Stadtrichter Gozzo den Rittersaal seines um 1260 erbauten Stadtpalais am heutigen Hohen Markt 11 in Krems. Die ab 2007 vorgenommene Renovierung legte eindrucksvolle Fresken frei, die antike, auch außereuropäische Legenden darstellen. Nach seinem kurz vor Mai 1291 erfolgten Tod übernahmen die Habsburger diese prächtige Stadtbürg.⁷

Das Bildprogramm im Haus der Minna könnte christlich-mittelalterlicher nicht sein. Neben parodistisch tölpelhaften Tanzszenen aus dem Werk Neidharts von Reuenthal, ein beliebtes Spottmotiv in adeligen Räumen, ist auch eine höfische Falkenjagd vertreten, ebenfalls ein Motiv adeliger Lebensformen. Minnas Familie bestand jedoch keineswegs aus „Assimilanten“, die am Rand des Taufbeckens standen. Einer der beiden Söhne, Mosche, war ein anerkannter Gelehrter und verfasste einen weit

Von links nach rechts:
Die Motive der Malereien in der Züricher Brunnngasse sind der weltlichen Kultur der christlichen Umgebung entnommen. «Jüdisch» ist nur die hebräische Anschrift der Wappen.
© Stadt Zürich, Bauamt

Tanzszenen in der Züricher Brunnngasse © Stadt Zürich, Bauamt

Ausschnitt aus dem Wappenfries der sogenannten Gozzoburg in Krems
© Wolfgang Sauber (<https://commons.wikimedia.org>)



Pergamentstreifen einer Mesusa, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrhundert © ÖNB, Fragm. Hebr. E 1

Höfischer Tanz, profane Fresken im Schloss Runkelstein (Bozen/Südtirol) © DKrieger (<https://commons.wikimedia.org>)



verbreiteten religiösen Kommentar, den sogenannten „Zürcher Semak“. *Abgesehen von den erwähnten [hebräischen, MK] Wappenunterschriften ist im „Brunnenhof“ nichts typisch Jüdisches auszumachen, jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Die Bilder sind vielmehr der Kultur der Christen entnommen, an der die Juden ebenfalls partizipierten.*⁸ Minna und ihre Söhne fanden bei den Pestpogromen 1349 einen gewaltsamen Tod, das Haus ging in christlichen Besitz über.

In Wien trennen uns von einem solchen Sensationsfund leider einige Jahre: Der österreichische Spitzenbankier David Steuss, 1387 oder 1388 gestorben, besaß zwar kurze Zeit das Haus Tuchlauben Nr. 19 als verfallenes Pfand, doch die darin befindlichen Neidhart-Fresken stammen erst aus der Zeit nach dem Weiterverkauf im Jahr 1398.⁹ Wie beliebt allgemein Tanzszenen als Wanddekor bei den Oberschichten waren, zeigen auch die Fresken im Schloss Runkelstein bei Bozen. Auch dieser Bilderzyklus ist die Aneignung adeliger Lebenswelten durch vermögende Bürger: Niklaus und Franz Vintler, Söhne einer in die Gunst der Habsburger aufgestiegenen Bozener Kaufmannsfamilie, hatten ihn nach dem Erwerb der Burg im Jahr 1385 an die Wände des heute „Turniersaal“ genannten Raums aufbringen lassen. Als landesfürstlicher Richter und Schreiber und

spätestens nach seiner Ernennung zum Amtmann von Tirol im Jahr 1392 konnte Niklaus Vintler durch diese Selbstrepräsentation seine Vertrautheit mit der Kultur der höchsten Adelskreise demonstrieren. Die Fresken zeigen höfischen Tanz, Turniere, eine Badestube und die Illustration bekannter Sagen und Legenden, unter ihnen die auch bei Juden wohlbekanntes Artus-Sage. Überflüssig zu erwähnen, dass sich die Brüder Vintler auch ein Wappen mit zugehöriger Wappenlegende „erschufen“.¹⁰

Schmuck und Prunkgeschirr

Selbstverständlich können wir in den Häusern der jüdischen Oberschicht dieselben repräsentativen Möbel, Stoffe, Speisen und Gefäße wie bei ähnlich vermögenden Christen finden. Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg bewahrt einen Satz von fünf silbernen sogenannten Häufebechern aus dem Schatzfund von Prag/Kuttenberg, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Böhmen hergestellt wurden. Sie würden trefflich auf die Tafel einer Adels- oder Patrizierfamilie passen, doch weist der am Boden mit hebräischen Buchstaben eingravierte Name „Se'ev“ (hebr.: Wolf, ein beliebter Vorname) eindeutig auf einen jüdischen Besitzer hin.¹¹



Sehr schöne Stücke enthält der sogenannte Erfurter Judenschatz vom Ende des 13. bis Anfang des 14. Jahrhunderts, welcher außer einem großen goldenen Hochzeitsring und anderen Schmuckgegenständen auch prächtige Becher, Kannen und Schalen umfasst.¹²

Dass Juden wie Christen bei Festen und Empfängen ihre prunkvollen Gefäße auf eigenen Tischen zur Schau stellten, wissen wir aus dem Sefer Minhage Maharil (88, 4), einer Sammlung von Bräuchen und Ritualen des Mainzer Rabbiners Jakob bar Mosche haLevi, gestorben 1427. Anlass ist das rituelle Mahl des Pessach-Seder:

Alle Tage des Jahres ist es gut, sich im Gebrauch schöner Gegenstände zurück zu halten, wegen des Gedenkens an die Zerstörung des Tempels, außer in den Nächten des Seder, denn da befiehlt die Tora, den Weg der Freiheit zu zeigen. Daher ist es der Brauch der Leute, alles schön zu gestalten und sich silberner und goldener Gefäße zu bedienen und in dieser Nacht farbige Kleider zu tragen. Sogar Gefäße aus Silber, die von Nichtjuden verpfändet sind, darf man auf einen gesonderten Tisch stellen und sich an ihrem Anblick erfreuen. Und er bezeugte, dass er es so auch bei seinem Vater Mosche Segal gesehen hatte.

Der Verfasser bringt zwar zwei innerjüdische Begründungen für die Präsentation des Prachtgeschirrs, eine religiös-historische und eine aus der direkten Familien-

ORF. WIE WIR.

WENN SIE
**BAN KI
MOON**
NICHT
FÜR EINE
THAILÄNDISCHE
FERIENINSEL
HALTEN



Kultur und Information

Mehr Kultur und Information
unter tv.ORF.at/ORFdrei

SAMSTAG
ZEITGESCHICHTE



tradition. Doch ist auch eine gemeinsame Gepflogenheit mit christlichen Oberschichten zu beobachten. In einer Illumination des 1510–1520 entstandenen „Breviarium Grimani“ für den Monat Jänner sieht man die reich gedeckte Tafel eines vornehmen Mannes mit männlichen Gästen, Dienstpersonal und zwei Hunden. [...] links von der Tafel eine hohe Kredenz; über den stufenförmigen Aufbau ist ein weißes Tischtuch mit geknüpften Fransen gebreitet, darauf kostbares Trinkgerät und Kannen platziert.¹³ Solche sogenannten Schaukredenzen wurden auch bei Festmählern in den Sälen von Ritterburgen aufgestellt.

Dass die Verpfändung von wertvollen Gegenständen einer der Wege war, durch den Juden Kenntnis von Mode und Geschmack der christlichen Oberschichten erlangten, ist nur ein Aspekt der vielfältigen Kulturkontakte zwischen Juden und Christen im Mittelalter. Doch auch die umgekehrte Richtung ist denkbar, wenn etwa jüdische Handelsleute exotische – und damit begehrte und prestigeträchtige – Handelsware wie Stoffe und Geschirr zum Verkauf anboten.

Repräsentation ist Kommunikation und braucht Akteurinnen und Akteure, welche die Zeichen auch zu lesen wissen. In den Räumen, in denen sich jüdische und

christliche Männer und Frauen begegneten, wusste man einander zu beeindrucken, denn Sprache, Symbolik und wertvolle Realien waren für beide Seiten verständliche Medien. Diese Kommunikation erstreckt sich über die Jahrhunderte. Nicht selten ließen jüdische Vertriebene, wenn sie das Glück hatten, Möbel und Hausrat mitnehmen zu können, ihre typisch deutschen oder österreichischen bürgerlichen Wohnzimmer in Jerusalem oder New York – oder sogar Buenos Aires – neu entstehen. Wohnen bedeutet mehr, als nur ein Dach über dem Kopf zu haben.

Anmerkungen

- 1 Vilém Flusser, *Wohnung beziehen in der Heimatlosigkeit*. In: *Du: die Zeitschrift der Kultur* 52/12 (1992), S. 12–14, hier S. 13. Download: <http://www.e-periodica.ch/digbib/view?var=true&pid=km-003:1992:52::2168#1199> (30. 3. 2016).
- 2 Inken Schmidt-Voges, *Das Haus in der Vormoderne*. In: Joachim Eibach, Inken Schmidt-Voges (Hg.), *Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch*. Berlin-Boston 2015, S. 1–18, bes. S. 7 und 15.
- 3 Birgit Klein, *Reale und ideelle Häuser im Judentum*. In: *Ebda*, S. 339–353, hier S. 339.
- 4 *Ebda*, S. 348.
- 5 Ulf Dierlmeier (Hg.), *Geschichte des Wohnens. Band 2: 500–1800. Hausen, Wohnen, Residieren*. Stuttgart 1998.



Beispiele für repräsentative Silbergefäße, wie sie in jüdischen und christlichen Haushalten verwendet wurden.

Linke Seite: Aus dem Schatzfund von Erfurt, Ende 13. bis Anfang 14. Jahrhundert © Thüringisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie, Foto B. Stefan

Rechte Seite: Fünf Sechskantbecher mit hebräischer Gravur, 1. Hälfte 14. Jahrhundert, vermutlich aus Böhmen © Germanisches Nationalmuseum Nürnberg

- 6 Dölf Wild, Roland Böhmer, *Die spätmittelalterlichen Wandmalereien im Haus „Zum Brunnenhof“ in Zürich und ihre jüdischen Auftraggeber*. In: *Zürcher Denkmalpflege, Bericht 1995/96* (Hg. vom Hochbaudepartement der Stadt Zürich, Zürich 1997, S. 15–33, hier S. 17–28; Michael Toch, *Selbstdarstellung von mittelalterlichen Juden*. In: Elisabeth Vavra (Hg.), *Bild und Abbild vom Menschen im Mittelalter*. (Akten der Akademie Friesach „Stadt und Kultur im Mittelalter“, 9.–13. September 1998, Schriftenreihe der Akademie Friesach 6) Klagenfurt 1999, S. 173–191, hier S. 177–182.
- 7 Gertrud Blaschitz, *Wandmalereien im Freskensaal der „Gozzoburg“ Krems – Josaphat und Otakar II. Přemysl?* In: *Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege* LXII/4 (2008), S. 565–587.
- 8 Rudolf Böhmer, *Bogenschütze, Bauertanz und Falkenjagd. Zur Ikonographie der Wandmalereien im Haus „Zum Brunnenhof“ in Zürich*. In: Eckart Conrad Lutz, Johanna Thali, René Wetzels (Hg.), *Literatur und Wandmalerei I. Erscheinungsformen höfischer Kultur und ihre Träger im Mittelalter*. Tübingen 2002 (Freiburger Colloquium 1998), S. 330–363, hier S. 354.
- 9 Klaus Lohrmann, *Die Wiener Juden im Mittelalter*. Wien 2000, S. 100; Gertrud Blaschitz, Barbara Schedl, *Die Ausstattung eines Festsaaes im mittelalterlichen Wien. Eine ikonologische und textkritische Untersuchung der Wandmalereien des Hauses „Tuchlauben 19“*. In: Gertrud Blaschitz (Hg.), *Neidhartrezeption in Wort und Bild*. Krems 2000 (Medium Aevum Quotidianum, Sonderband 10), S. 84–111.
- 10 René Wetzels, *Quis dicit originis annos? Die Runkelsteiner Vintler – Konstruktion einer adligen Identität*. In: *Schloss Runkelstein – Die Bilderburg*. Hg. von der Stadt Bozen unter Mitwirkung des Südtiroler Kulturinstitutes. Bozen 2000, S. 291–310.
- 11 *Europas Juden im Mittelalter*. Katalog zur Ausstellung. Hg. vom Historischen Museum der Pfalz Speyer. Ostfildern-Ruit 2004, S. 224f.; Sven Ostritz (Hg.), *Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt*. Bd. 1: *Der Schatzfund*. Archäologie – Kunstgeschichte – Siedlungsgeschichte. Weimar 2010, S. 267.
- 12 *Abbildungen in Ostritz*, ebda, S. 214–219 und S. 266–272.

- 13 Elisabeth Vavra, *Kopf und Klinge. Repräsentative Tischkultur im Bild des Mittelalters*. In: Lothar Kolmer, Christian Rohr (Hg.), *Mahl und Repräsentation. Der Kult ums Essen. Beiträge des internationalen Symposions in Salzburg, 29. April bis 1. Mai 1999*. Paderborn-München-Wien-Zürich 2000, S. 87–98, hier S. 94 und Abbildung Nr. 17 auf S. XVII.

Weiterführende Literatur

- Martha Keil, *Gemeinde und Kultur – Die mittelalterlichen Grundlagen jüdischen Lebens in Österreich*. In: Eveline Brugger, Martha Keil, Christoph Lind, Albert Lichtblau, Barbara Staudinger, *Geschichte der Juden in Österreich*. Wien 2006, S. 15–122.
- Dies., *„Kulicht schmalz“ und „eisen gaffel“ – Alltag und Repräsentation bei Juden und Christen im Spätmittelalter*. In: Edith Wenzel (Hg.), *Grenzen und Grenzüberschreitungen: Kulturelle Beziehungen zwischen Juden und Christen im Mittelalter*. Tübingen 2004 (Aschkenas 14/1), S. 51–81.
- René Wetzels, *Die Wandmalereien von Schloß Runkelstein und das Bozner Geschlecht der Vintler. Literatur und Kunst im Lebenskontext einer Tiroler Aufsteigerfamilie des 14./15. Jahrhunderts*. Habilitationsschrift (Freiburg/Schweiz). Typoskript in 3 Teilbänden. 1999 (<http://archive-ouverte.unige.ch/unige:28771>) (29. 3. 2016).
- Birgit Wiedl, *Jews and the City: Parameters of Urban Jewish Life in Late Medieval Austria*. In: Albrecht Classen (Hg.), *Urban Space in the Middle Ages and the Early Modern Age (Fundamentals of Medieval and Early Modern Culture 4)*, hg. Albrecht Classen und Marilyn Sandidge). Berlin 2009, S. 273–308. Download: http://www.injoest.ac.at/files/wiedl_jews_city.pdf (29. 3. 2016)
- Emil Rennert, Shani Bar On, *„Fast schon ein Ritual“ – Gaby Glückseligs Stammtisch der Emigranten in New York*. Wien 2015.
- Gabriele Kohlbauer-Fritz (Hg.), *Ringstraße: ein jüdischer Boulevard; a jewish boulevard*. Hg. vom Jüdischen Museum Wien. Wien 2015.

„Judenhäuser“ im

Das befestigte Wien um 1609/1640. Radierung von Jacob Hoefnagel 1609, Claes Jansz Visscher 1640. Hervorgehoben ist jener Bereich, in dem Juden im mittelalterlichen Wien hauptsächlich wohnten. Es handelt sich um den Bereich zwischen Judenplatz und Tuchlauben. © Wien Museum, Inv. Nr. 31043

Eveline Brugger

Da erhoben sich die Kreuzfahrer, die in der Stadt [Wien] waren, und gingen in heftigem Zorn hinaus und kamen zum Haus des Gerechten und töteten ihn und etwa fünfzehn Juden mit ihm.

Dieser Satz aus dem hebräischen „Erinnerungsbuch“ des Ephraim bar Jakob aus Bonn ist die früheste bekannte Nennung eines von Juden bewohnten Hauses auf dem Boden des heutigen Österreich. Die Stelle schildert den Tod des jüdischen Münzmeisters Schlom, des ersten namentlich bekannten Juden in Wien, der 1196 gemeinsam mit den Mitgliedern seines Haushalts von Kreuzfahrern ermordet wurde. Daher kann es kaum überraschen, dass es sich bei den ersten, fast ein halbes Jahrhundert jüngeren Nennungen jüdischer Häuser in einer christlichen Quelle um Schutzbestimmungen handelt: Das große Judenprivileg, das der Babenberger Herzog Friedrich II. im Jahr 1244 für die Juden des Herzogtums Österreich erließ, verbot die Zwangseinquartierung im Haus eines Juden (*in domo iudei*) und hielt fest, dass jeder, der gegen einen Juden in dessen Haus Gewalt anwendete, als Schädiger der herzoglichen Kammer, d.h. des herzoglichen Schatzes, dem die Juden zugerechnet wurden, streng bestraft werden sollte.¹

Mit diesen frühesten Nennungen sind die Parameter jüdischen Lebens und auch jüdischen Wohnens im mittelalterlichen Österreich bereits weitestgehend definiert. Die jüdische Bevölkerung lebte im Spannungsfeld zwischen Schutz und Verfolgung, zwischen herzoglicher Förderung – Schlom war als herzoglicher Münzmeister ins Land geholt worden – und wirtschaftlicher „Nutzung“, die im Lauf der Zeit immer ausbeuterische Züge annahm. Eine Konstante bildete während des gesamten Mittelalters ein Phänomen, das in den

beiden zitierten Quellenstellen nicht ausdrücklich thematisiert, sondern als selbstverständlich vorausgesetzt wurde: die Häuser der Juden befanden sich nicht in für Christen unzugänglichen Bereichen, sondern inmitten der Wohnstätten der christlichen Stadtbewohner. Das Haus des Schlom könnte am Ende des 12. Jahrhunderts durchaus das einzige von Juden bewohnte Haus in Wien gewesen sein. Die einige Jahre später erwähnte erste Wiener Judenschule (Synagoge) an der heutigen Adresse Seitenstettengasse 2 war wahrscheinlich ebenfalls in seinem Besitz gewesen.²

Jüdisch-christliches Zusammenleben

Wie wenig die jüdische Lebenssituation von der christlichen getrennt war, zeigt sich schon daran, dass Schloms Haushalt nicht nur jüdische, sondern auch christliche Dienstboten umfasste, wie der Bericht Ephraim bar Jakobs ausdrücklich erwähnt. Eine Generation später wurde in Wien ein Geschäftsabschluss, den der prominente jüdische Financier Teka ausgehandelt hatte, von dessen hochgestellten christlichen Geschäftspartnern ausdrücklich in Tekas Haus (*in domo Techani iudei*) beurkundet.³ Nicht nur in Wien bzw. im Herzogtum Österreich wuchs die jüdische Bevölkerung im Lauf des 13. Jahrhunderts stark an, auch die Landesfürsten der anderen Territorien auf dem Boden der heutigen Republik bemühten sich aktiv darum, Juden zur Ansiedlung zu motivieren. Zwar konzentrierte sich diese Ansiedlung in den größeren Städten häufig auf den Bereich eines Judenviertels bzw. einer Judengasse, wo die Mitglieder der jüdischen Gemeinde in größerer Nähe zu den Glaubensgenossen sowie zu öffentlichen jüdischen Räumen

mittelalterlichen Österreich



wie der Synagoge leben konnten – diese Viertel oder Gassen bildeten jedoch keine abgesperrten Ghettos. Allenfalls umgrenzte die jüdische Gemeinde den Schabbatbereich (Eruw) mit Stricken, Ketten oder einfach Kreidemarkierungen; eine Ummauerung der Judenviertel, wie sie zum Beispiel den Juden in Speyer schon im 11. Jahrhundert zum Schutz erlaubt – nicht vorgeschrieben! – wurde, war im österreichischen Gebiet im Mittelalter nicht üblich. Dies galt noch viel mehr für die kleinen jüdischen Ansiedlungen, in denen oft nur eine einzige Familie inmitten der christlichen Bevölkerung wohnte, aber auch in den großen Gemeinden lebten die Juden nicht strikt von den Christen getrennt. Es war Juden ebenso möglich, Häuser außerhalb der Judengasse zu besitzen bzw. zu bewohnen, wie Christen in dieser ansässig sein konnten.

Der Erwerb von Grundstücken und Häusern durch Juden lässt sich in den Quellen regelmäßig nachweisen. Gelegentlich geschah dies im Rahmen des landesfürstlich massiv geförderten Engagements jüdischer Financiers im Geld- und Kreditgeschäft, das verfallene Grundstückspfänder in den Besitz der jüdischen Gläubiger bringen konnte. Solche Pfänder wurden in der Regel rasch weiterverkauft, doch sind auch zahlreiche Grund- und Hausverkäufe an Juden überliefert, die nichts mit Kreditgeschäften zu tun hatten, also wohl dem Eigenbedarf dienten. Auch in Liegenschafts- und Abgabeverzeichnissen scheinen jüdische Hausbesitzer meist ohne weitere Unterscheidung neben den christlichen auf. Seltener sind Sonderverzeichnisse wie der Wiener Neustädter „Liber Judeorum“, ein städtisches Grundbuch des jüdischen Besitzes in der Stadt.⁴

Explizite Beschränkungen des jüdischen Hauserwerbs stellten die Ausnahme, nicht die Regel dar. Ein solcher Fall betraf die Juden in Steyr: Während einige christliche Bewohner Steyrs im Jahr 1345 die Lage ihres Hauses noch ganz selbstverständlich mit „zwischen den Häusern des Juden Heinlein und Friedleins des Goldschmieds“ angegeben hatten, befahl Herzog Albrecht III. den Steyrer Juden 1371, nur dasjenige – offenbar einzige – Haus zu bewohnen, welches ihnen schon bisher gehört hatte. Sollte dieses Haus zu klein werden, erlaubte ihnen der Herzog, ein Haus in der Nähe zu kaufen, nicht aber eines inmitten der Stadt, damit die Bürger sie falls nötig besser schützen könnten. Das Original dieser Urkunde, für deren Inhalt sich im zeitgenössischen österreichischen Material keine Parallele findet, ist allerdings verloren und der Text nur in einem Druck aus dem 18. Jahrhundert überliefert.⁵

*Mesusa aus dem 18. Jahrhundert, Silber.
Jüdisches Museum Wien, Sammlung
Berger, Inv. Nr. 7923 © LessingImages*



*Der Aborterker im ersten Geschoss des Rundturms von Schloss Hoensbroek (Niederlande) als Beispiel für einen mittelalterlichen Abtritt
© Sir Gawain (<https://commons.wikimedia.org>)*

„Judenhäuser“

Der Begriff „Judenhaus“ tritt in den christlichen Quellen ab dem 13. Jahrhundert auf und wird im Gegensatz zum neuzeitlichen Gebrauch wertneutral in der Bedeutung „von Juden bewohntes Haus“ verwendet, ist aber vergleichsweise selten. Häufiger findet sich die konkrete Bezeichnung als das Haus eines oder mehrerer namentlich genannter jüdischer Besitzer. So verkaufte das Wiener Bürgerpaar Jakob und Katharina Poll 1357 verschiedene Grundrenten an den Kaplan der Antonikapelle in Wieden, darunter zwei Pfund auf dem Haus des Juden Esra in der Wiener Judengasse,

das früher dem Juden Jöslein gehört hatte. Bei einer zweiten Erwähnung in derselben Urkunde wird das Haus wohl der Kürze halber nur mehr als „Judenhaus“ bezeichnet.⁶ Dass damit ein jüdischer Hausbesitzer künftig Abgaben an eine kirchliche Einrichtung zu zahlen hatte, war übrigens keineswegs ungewöhnlich und kommt gerade in den Wiener Quellen sehr häufig vor.

Die Übertragung von Abgaben, die auf Häusern lagen, zählen in der Folge zusammen mit den erwähnten Pfandgeschäften zu den häufigsten Anlässen, bei denen jüdische Häuser erwähnt werden. Nicht immer ist bei solchen Nennungen klar, ob die jüdischen Besitzer auch tatsächlich in dem erwähnten Haus wohnten. Reichere jüdische Familien besaßen oft mehrere Häuser, nicht selten auch in verschiedenen Städten, zum Teil sogar außer Landes. Im Gegensatz dazu konnte sich die jüdische Unterschicht kein eigenes Haus leisten. Sie ist in den Quellen nur sehr schwer fassbar, da sie meist als Dienstmoten im Haushalt reicherer Gemeindemitglieder lebte und arbeitete. Auch über die konkreten Wohnverhältnisse der jüdischen Bevöl-

kerung, die nicht der wirtschaftlichen und sozialen Elite angehörte, ist vergleichsweise wenig überliefert. Besser belegt sind die Wohnverhältnisse der jüdischen Oberschicht, die in hebräischen Quellen Eingang fanden, so z.B. in den „Leket Joscher“, der Beschreibung der Bräuche und Gewohnheiten des Rabbiners Isserlein aus Wiener Neustadt bzw. Marburg/Maribor aus dem 15. Jahrhundert. Dieser liefert zahlreiche Informationen zum alltäglichen Leben Rabbi Isserleins in seinem Haus und gewährt damit auch Einblicke in die Wohnsituation der jüdischen Elite.⁷

Nachbarschaftskonflikte

In den christlichen Quellen fanden die konkreten Umstände jüdischen Wohnens vor allem dann Erwähnung, wenn Nachbarschaftsstreitigkeiten vor Gericht landeten. Solche Auseinandersetzungen waren in den beengten Wohnverhältnissen mittelalterlicher Städte nicht selten, wobei auffällt, dass dabei laut den Gerichtsurkunden religiöse Fragen keine besondere Rolle spielten. So verklagte Jakob Poll, Kaplan der Wiener



SIEMENS

Aufwachsen in bester Gesellschaft.
Gemeinsam bringen wir Österreich voran.

[siemens.at/gemeinsam](https://www.siemens.at/gemeinsam)



Rathauskapelle, seinen jüdischen Nachbarn Merchlein im Jahr 1373 vor dem Stadtrat, weil Merchlein im Hof seines Hauses widerrechtlich eine Küche errichtet hatte, aus der angeblich Rauch und Gestank in Jakobs Haus und bis in die Kapelle zogen. Es wäre nicht schwierig gewesen, diesem Fall aufgrund der Sakralität des Kapellenraumes eine religiöse Wendung zu geben, was jedoch nicht geschah. Der Stadtrat entsandte, wie es in solchen Fällen üblich war, zwei Ratsmitglieder zur Beschau des Sachverhalts und beauftragte Merchlein dann, die Küche wieder zu entfernen und außerdem einen ebenfalls beanstandeten Rauchfang höher zu machen, sodass kein Rauch oder Geruch mehr in Jakobs Haus und die Kapelle dringen konnte. Umgekehrt wurde dem prominenten Wiener Juden David Steuss, der 1372 ein halbes Haus in der Sattlergasse von einem Wiener Bürgerehepaar kaufte, zwar vorgeschrieben, eine genau definierte Trennwand zum Rest des Hauses zu errichten, doch durften die Lüftungsluken des an

der Mauer liegenden Abtritts ausdrücklich unvermauert bleiben. Latrinen und Abwasser zählten generell zu den häufigsten Streitpunkten zwischen Nachbarn, wobei es meist nicht nur um Geruchsbelästigung ging. So führte das Stift Klosterneuburg einen Prozess gegen den erwähnten David Steuss, der in Klosterneuburg ein Haus neben einem Verwaltungsgebäude des Stifts besaß. Grund der Klage war ein Abtritt, der zu nahe beim Gebäude des Stifts lag und dort Schaden verursachte, sowie das Regenwasser, das vom Hof des Judenhauses durch die Mauer in den Hof des Stiftsgebäudes floss. Die von beiden Parteien benannten Schiedsrichter verpflichteten David Steuss schließlich, den Abtritt auszubessern. Den Regenwasserabfluss durfte ihm das Stift nicht verwehren, allerdings durfte kein Abfall oder auch Blut ins Wasser geschüttet werden – möglicherweise ein Hinweis darauf, dass in dem Haus die koscheren Schlachtungen für die jüdische Gemeinde von Klosterneuburg vorgenommen wurden.

Linke Seite: Die Wiener Rathauskapelle St. Salvator aufgenommen im Februar 2012 © Erich Schmid (<https://commons.wikimedia.org>)

Das Badhaus zu den Röhren (Kleeblattgasse 5–7, 1010 Wien), welches im Streit zwischen dem Wiener Deutschordenshaus und dem Juden Hessmann Erwähnung findet. Aufgenommen im März 2016 © Birgit Wiedl/Injoest

Eine überraschend genaue Beschreibung eines mittelalterlichen Abtritts findet sich in der Schlichtung eines Streits zwischen dem Wiener Deutschordenshaus und dem Juden Hessmann, dessen Haus sich einen Hinterhof mit dem Badehaus des Deutschen Ordens teilte. Der Hof wurde zwischen den beiden Parteien aufgeteilt und Hessmann außerdem die Errichtung eines Abtritts in diesem Hof erlaubt, wobei detailliert ausgeführt wurde, wie dieser gebaut werden musste. Die Schiedsurkunde ist außerdem einer der frühesten Belege für die Verwendung des Wortes *hewsel* in der Bedeutung „Abtritt“, wie sie im österreichischen und bayrischen Dialekt bis heute gängig ist.⁸

Religiöse Aspekte des Zusammenlebens

Dass auch religiöse Aspekte jüdischen Wohnens den Christen vertraut waren, zeigt eine Anfrage des Salzburger Juden Salman an seinen Verwandten Maharil, Rabbiner von Mainz, aus dem frühen 15. Jahrhundert. Der Salzburger Erzbischof Eberhard III. hatte Salman nämlich gebeten, ihm eine Mesusa (wörtlich: Türpfosten; eine Kapsel, die das „Höre, Israel“ und das diesbezügliche Gebot, Deut. 6,4–9; 11,13–21, enthält) für die Anbringung am Torpfosten seiner Burg zu überlassen. Salman geriet durch diese Bitte in eine Zwickmühle, denn einerseits war er Untertan des Erzbischofs, unter dessen Herrschaft 1404 eine große Judenverfolgung in Salzburg stattgefunden hatte, den er also mit Sicherheit nicht verärgern wollte. Andererseits hegte er religiöse Bedenken dagegen, einem Nichtjuden eine Mesusa zu übergeben – eine Einschätzung, der sich Maharil vehement anschloss: Salman dürfe das Risiko der Entweihung nicht eingehen, selbst wenn seine Weigerung ihn in tödliche Gefahr bringen sollte. Leider geht aus der Quelle nicht hervor, was den Erzbischof überhaupt

Für unbeschwerte und sichere Urlaubstage.

reiseregistrierung.at

Damit wir Sie auch im Ernstfall erreichen können.



Informationen zu Ihrem Urlaubsziel finden Sie unter:

www.reiseinformation.at

Ein Service des Außenministeriums

Bitte beachten Sie: Die Reiseregistrierung ersetzt nicht die Eigenverantwortung! Bei Notfällen im Ausland sind wir jederzeit unter +43-1-90115-4411 für Sie erreichbar.



Gratis App-Download zur Reiseregistrierung



EUROPA
INTEGRATION
ÄUSSERES
BUNDESMINISTERIUM
REPUBLIK ÖSTERREICH



Schiedsurkunde im Streit zwischen dem Deutschordenshaus in Wien und dem Juden Hessmann © Deutsordenszentralarchiv Urkunden 2371. Entnommen aus: monasterium.net

zu diesem höchst ungewöhnlichen Ansinnen bewegen hatte; er wusste aber offensichtlich, was eine Mesusa war und auf welche Weise sie eingesetzt wurde. Dass sich eine gewisse Vertrautheit mit jüdisch-religiösen Bräuchen aus dem engen Zusammenleben jüdischer und christlicher Nachbarn ergab, liegt auf der Hand; noch viel mehr, wenn man bedenkt, dass in den Häusern der jüdischen Oberschicht auch christliche Dienstboten beschäftigt waren. Diese Vertrautheit schützte freilich nicht vor abergläubischen Missverständnissen oder auch bewussten Fehlinterpretationen jüdischer Bräuche durch die christliche Bevölkerung. Vor allem anlässlich auffälliger öffentlicher Rituale wie dem Blasen des Schofar-Horns am Versöhnungstag, das nicht nur in der Synagoge, sondern auch in Privathäusern erfolgte, wiesen rabbinische Autoren auch ausdrücklich auf diese Gefahr hin.⁹

„Judenhäuser“ ohne Juden

Lagebezeichnungen wie „das Haus, das ehemals dem Juden Höschel gehörte“, finden sich in den christlichen Quellen häufig. In Zeiten des mehr oder weniger friedlichen jüdisch-christlichen Zusammenlebens waren sie meist ein neutraler Hinweis auf ehemals jüdischen Hausbesitz, doch konnten sie in bzw. nach Epochen der Verfolgung oder Vertreibung auch einen Hinweis

auf vorangegangene antijüdische Gewalttaten darstellen. So verlieh etwa der bereits erwähnte Salzburger Erzbischof Eberhard III. dem Hauptmann von Friesach im Jahr 1404 ein Haus, das ihm von einem Friesacher Juden „ledig worden“ war – eine dezente Verbrämung der Tatsache, dass die Salzburger Judenverfolgung von 1404 auch die Juden im salzburgisch regierten Friesach um ihren Besitz gebracht hatte. Deutlicher wurde das schon der Priester Andreas von Muthmannsdorf, der 1376 eine Abgabe von einem Judenhaus in Wien als Messstiftung erhielt. Das Haus war, so der Priester, *ze der zeit do man di juden gemainlich angegriffen het* (im Zuge der vergangenen Angriffe gegen die Juden) gänzlich verbrannt und danach so verfallen, dass er nur mehr den halben Wert der ursprünglichen Abgabe dafür erhalten hatte. Die „Angriffe“ bezogen sich wahrscheinlich auf die Plünderung jüdischen Vermögens durch die Herzöge zwischen 1370 und 1377, wobei die genannte Urkunde der einzige Beleg dafür ist, dass es dabei auch zu gewaltsamen Übergriffen kam.¹⁰

Nach der „Wiener Gesera“, der großen österreichischen Judenverfolgung von 1420/21, finden sich vor allem in Wiener Grundbucheinträgen noch lange Hinweise auf die Häuser der jüdischen Bevölkerung, nachdem die ehemaligen Besitzer ermordet oder vertrieben worden waren. Die Gesera beendete die jüdische Ansiedlung an vielen Orten im Herzogtum Österreich

für mehrere Jahrhunderte; trotzdem haben sich die Straßennamen „Judengasse“ bzw. „Judenplatz“ in den auf das Mittelalter zurückgehenden Stadtkernen mancher österreichischer Städte bis in die Gegenwart erhalten.

Anmerkungen

- 1 Eveline Brugger, Birgit Wiedl, *Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich im Mittelalter. Band 1: Von den Anfängen bis 1338*. Innsbruck-Wien-Bozen 2005 (<https://e-book.fwf.ac.at/o:55>), S. 17f., Nr. 4; S. 35–38, Nr. 25, §24, §29.
- 2 Klaus Lohrmann, *Die Wiener Juden im Mittelalter*. Berlin-Wien 2000, S. 32.
- 3 Brugger, Wiedl, *Regesten 1* (wie Anm. 1), S. 24f., Nr. 11f.
- 4 Martha Keil, *Der Liber Judeorum von Wr. Neustadt 1453–1500*. Edition. In: Martha Keil, Klaus Lohrmann (Hg.), *Studien zur Geschichte der Juden in Österreich*. Wien-Köln-Weimar 1994, S. 41–99.
- 5 Eveline Brugger, Birgit Wiedl, *Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich im Mittelalter. Band 2: 1339–1365*. Innsbruck-Wien-Bozen 2010 (<https://e-book.fwf.ac.at/o:58>), S. 51, Nr. 549; Dies., *Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich im Mittelalter. Band 3: 1366–1386*. Innsbruck-Wien-Bozen 2015 (<https://e-book.fwf.ac.at/o:766>), S. 124f., Nr. 1343.
- 6 Brugger, Wiedl, *Regesten 2* (wie Anm. 5), S. 189f., Nr. 845f.
- 7 Martha Keil, *Kulicht schmalz und eisen gaffel – Alltag und Repräsentation bei Juden und Christen im Spätmittelalter*. In: *Aschkenas* 14/1 (2004), S. 51–81.
- 8 Brugger, Wiedl, *Regesten 3* (wie Anm. 5), S. 173, Nr. 1421; S. 153f., Nr. 1389; S. 307f., Nr. 1656; S. 251, Nr. 1559.
- 9 Martha Keil, *Gemeinde und Kultur. Die mittelalterlichen Grundlagen jüdischen Lebens in Österreich*. In: Eveline Brugger, Martha Keil, Albert

- Lichtblau, Christoph Lind, Barbara Staudinger, *Geschichte der Juden in Österreich. Ergänzungsband zur Reihe „Österreichische Geschichte“*. Hg. von Herwig Wolfram. Wien 2013, S. 15–122, hier S. 71 und S. 79.
- 10 Salzburger Landesarchiv, *Handschrift 3* (Registrum Eberhardi), fol. 20v., Nr. 67. Brugger, Wiedl, *Regesten 3* (wie Anm. 5), S. 213f., Nr. 1493.

Weiterführende Literatur

- Eveline Brugger, *Von der Ansiedlung bis zur Vertreibung – Juden in Österreich im Mittelalter*. In: Eveline Brugger, Martha Keil, Albert Lichtblau, Christoph Lind, Barbara Staudinger, *Geschichte der Juden in Österreich. Ergänzungsband zur Reihe „Österreichische Geschichte“*. Hg. von Herwig Wolfram. Wien 2013, S. 123–227.
- Eveline Brugger, *Smoke in the Chapel. Jews and Ecclesiastical Institutions in and around Vienna during the Fourteenth Century*. In: Philippe Buc, Martha Keil, John Tolan (Hg.), *Jews and Christians in Medieval Europe: The Historiographical Legacy of Bernhard Blumenkranz*. Turnhout 2016, S. 79–94.
- Benjamin Laqua, *Nähe und Distanz. Nachbarrechtliche Regelungen zwischen Christen und Juden (12.–14. Jahrhundert)*. In: Sigrid Hirbodian, Christian Jörg, Sabine Klapp, Jörg R. Müller (Hg.), *Pro multis beneficiis. Festschrift für Friedhelm Burgard. Forschungen zur Geschichte der Juden und des Trierer Raums*. Trier 2012, S. 73–92.
- Ignaz Schwarz, *Das Wiener Ghetto, seine Häuser und seine Bewohner. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich 2*. Wien 1909. [In der Darstellung veraltet, enthält jedoch die ausführlichste Übersicht über jüdischen Hausbesitz im mittelalterlichen Wien.]
- Markus Weninger, *Von der Integration zur Segregation. Die Entwicklung deutscher Judenviertel im Mittelalter*. In: Eveline Brugger, Birgit Wiedl (Hg.), *Ein Thema – zwei Perspektiven. Juden und Christen in Mittelalter und Frühneuzeit*. Innsbruck-Wien-Bozen 2007, S. 195–217.



**Verantwortung
hat einen Namen**



**www.goed.at
Gewerkschaft Öffentlicher Dienst**



Freizeitgenuss in Wien

Kultur, Events und Spiel

Das breit gefächerte Kulturangebot der Stadt kann sich gerade im Frühling und Sommer noch mehr genießen lassen. Die kulturelle Vielfalt und der niederschwellige, kostengünstige Zugang zu zahlreichen Kulturangeboten, sollen allen Menschen den Einstieg ins Kulturleben erleichtern.

Das Popfest Wien wird vom 28. bis 31. Juli bereits das siebente Mal bei freiem Eintritt am Kunstplatz Karlsplatz über die Bühne gehen. Für das diesjährige Programm zeichnen die Musikerin Ankathie Koi (Fijuka) und der Pop-Experte Gerhard Stöger (Wien.Pop, Falter) als Kuratoren-Team verantwortlich.

Auf der Seebühne vor der barocken Karlskirche eröffnet am Donnerstag, dem 28. Juli das junge Liedermacher-Original Voodoo Jürgens den musikalischen Reigen, gefolgt von einem speziell für das Popfest zusammengestellten Hit-Medley der MusikarbeiterInnenkapelle mit zahlreicher heimischer Gästeprominenz. Das Seebühnen-Finale der Eröffnungsnacht bestreitet die international erfolgreiche Tiroler Stoner Rock-Band White Miles.

► www.popfest.at

Täglich heißt es aber auch „Vorhang auf!“ in den großen Wiener Theater- und Opernhäusern ebenso wie in zahlreichen kleinen Kabarettbühnen, die ihr kreatives und experimentelles Potential entfalten.

Auch die Museumslandschaft ist bunt wie der Frühling. Interessante Schausammlungen und Sonderausstellungen locken zahlreiche BesucherInnen in die Museen Wiens. Geheimtipps sind das MUSA und das Wien Museum am Karlsplatz. Für Jugendliche bis 19 Jahre ist der Eintritt in die Wiener Museen gratis. Infos auf:

► www.wien.at, www.musa.at

► www.wienmuseum.at



Blumen- und Pflanzengenuss im Schulgarten Kagran

Der Schulgarten Kagran der Wiener Stadtgärten öffnete Anfang April wieder seine Gartentüren und hieß alle Pflanzen- und Gartenbegeisterten mit einer frühlinghaften Veranstaltung im neuen Gartenjahr willkommen. Alles drehte sich an diesem Tag um bekannte und weniger bekannte Zwiebel- und Knollengewächse, die uns im Frühjahr die ersten Farbtupfer in den Garten zaubern. Neben alten Bekannten wie Tulpen, Narzissen und Krokussen gab es eine Vielzahl anderer Frühjahrsblüher zu entdecken, wie beispielsweise Zyk lame, Forellenlilie, Puschkinie, Schachbrettblume, Riesen-Lauch, Lerchensporn, Milchstern, Zwerg-Iris oder Anemone. Oft sind gerade diese weniger bekannten Pflanzen pflegeleichter, robuster und langlebiger als die weithin bekannten Arten.

◀ *Das Popfest Wien – vom 28.–31. Juli 2016 am Karlsplatz*
© Simon Brugner/popfest

▼ *Es blüht im Schulgarten Kagan* © Schulgarten Kagan, MA 42

▼ *Eroberung der Stadt – eine Spielstraße* © Plansinn



Der Schulgarten Kagan bietet bei freiem Eintritt eine Vielzahl an Themengärten und beherbergt zudem die Berufsschule für Gartenbau und Floristik. Das Areal dient in erster Linie den Schülerinnen und Schülern als Übungsgelände in den verschiedenen praxisbezogenen Unterrichtsfächern, doch bietet die abwechslungsreiche Schaugärtnerei, bestehend aus zahlreichen Themengärten, Pflanzensammlungen und Anzuchtflächen auch viel Interessantes für Besucher.

▶ www.park.wien.at

Die „wiener spiel!straße“ – Freude, Spiel und Spaß vor der Haustür

Kinder spielen in der Stadt meistens auf Spielplätzen in Parkanlagen. Doch sie brauchen möglichst viele Gelegenheiten zum Spielen und Bewegen im Freien – ob am Weg zur Schule oder vor der eigenen Haustür. Deshalb organisiert die Stadt Wien gemeinsam mit

einigen Bezirken Nachmittage zum Spielen auf der so genannten „wiener spiel!straße“. Ausgewählte, sonst kinderunfreundliche Straßenabschnitte werden dafür regelmäßig für den Autoverkehr gesperrt und einen Nachmittag lang zur autofreien Spielzone. Die „wiener spiel!straße“ bietet dabei den Kindern die Möglichkeit, den öffentlichen Raum für sich zu erobern: Vom Basteln und Turnen über Radfahren, Ballspielen bis zum Bauen von Spinnennetzen aus bunten Fäden und anderen Materialien, ist hier alles erlaubt. Auch Erwachsene sind in der Spielstraße jederzeit willkommen und eingeladen mitzumachen. Die Teams der Wiener Parkbetreuung sorgen für einen sicheren Rahmen und bieten den Kindern auch Spielmaterialien an. Damit animieren sie die jungen WienerInnen, auch die Straße für Spiel, Spaß und Sport zu nutzen.

▶ www.wiener-spielstrasse.wien.at

▶ www.parkbetreuung.wien.at

Von den Christen soviel es

Elisabeth Loinig



In den Quellen des 18. Jahrhunderts für Wien stößt man nur selten auf den Begriff „Judenhaus“. Noch im 17. Jahrhundert meinte man damit die Häuser des Wiener Ghettos in der Leopoldstadt, die tatsächlich im Besitz von Juden waren. Nach deren Vertreibung aus Wien und Niederösterreich im Jahr 1670/71 war ihnen der ständige Aufenthalt untersagt worden. In Wien konnten sich schon bald auf der Grundlage von kaiserlichen Privilegien einzelne Hofjuden etablieren, als erste Samuel Oppenheimer und Samson Wertheimer. Gemeinsam mit ihren Familien und ihrem Geschäfts- und Hauspersonal bildeten sie in der Folge die ansässige jüdische Bevölkerung Wiens.

Ihr Leben wurde im 18. Jahrhundert von zahlreichen Detailverfügungen und eigenen Judenordnungen geregelt. Die letzte war das unter Joseph II. 1782 publizierte sogenannte Toleranzpatent, das bis 1848 die gesetzliche Grundlage für jüdisches Leben in Wien (und Niederösterreich) darstellte. Dabei entwickelte sich das Aufenthaltsrecht in Wien von einer individuell-konkret gehandhabten Privilegierung zur generell-abstrakten Norm der „Toleranz“, die in einem festgelegten Verfahren meist nur für eine bestimmte Zeit verliehen wurde. Den ansässigen Juden wurde bis weit in das 19. Jahrhundert hinein weder eine Gemeindebildung noch der Besitz von Häusern gestattet.

immer möglich abgesondert ...

Jüdisches Wohnen in Wien im 18. Jahrhundert

Wien 1683 (Ausschnitt). Kupferstich von Joseph Mulder nach Folbert van Alten-Allen, 1686 © WStLA, Kartographische Sammlung: Allgemeine Reihe, P1: 1856 (Alten-Allen 1686)

Jüdisches Wohnen war immer wieder wichtiges Thema obrigkeitlicher Vorschriften. Auch die Judenordnungen regelten nicht nur das abstrakte Aufenthaltsrecht, sondern auch dessen konkrete Auswirkung: Wo dürfen Juden in der Stadt wohnen?

Judenhäuser – Christenhäuser

Die Abbildung auf Seite 27 zeigt das von Samuel Oppenheimer gemietete Wohn- und Geschäftshaus, dessen heutiges Aussehen noch auf das 18. Jahrhundert zurückgeht. Genau dieses Haus spiegelt das Spannungsfeld jüdischen Wohnens in Wien zwischen Norm und Praxis wider, denn es liegt an einem zentralen Ort mitten in der Stadt, ganz in der Nähe der Peterskirche, an einem Ort also, der für die wirtschaftlichen Unternehmungen und das Ansehen des bedeutendsten Hofjuden der Zeit den entsprechenden Hintergrund bot. Diese prominente Lage unterlief die Vorschriften in jeder Beziehung, da sich jüdische Wohnungen in abgelegenen Straßen und entfernt von Kirchen befinden sollten. Doch auch andere Juden wohnten keineswegs abgelegen, sondern „zerstreut unter den Christen“, wie die Behörden immer wieder missbilligend feststellten. Ihre Wohnungen lagen also in „Christenhäusern“, ein Begriff, der häufig verwendet wird und zwar explizit dann, wenn Juden und Christen gemeinsam ein Haus bewohnten. Erst 1766, als Maria Theresia die Juden von den Christen separieren und im Stadtraum *soviel es immer möglich abgesondert*¹ ansiedeln wollte, ist öf-

ter von „Judenhäusern“ die Rede. Gemeint sind Häuser, die zwar im Besitz von Christen waren, doch von den Behörden ausschließlich zur Bewohnung mehrerer jüdischer Familien sowie ihres Dienst- und Geschäftspersonals bestimmt wurden.

Juden in der christlichen Stadt – sichtbar oder unsichtbar?

Betrachtet man Darstellungen von Wien um 1700, so entspricht die Stadt dem Bild einer idealen „Civitas christiana“: der Stadtraum ist von einer Mauer umgeben, im Zentrum, gleichsam als ikonisches Zeichen für die Stadt, erhebt sich ein mächtiges Kirchengebäude, Sinnbild für die Einheit von religiöser und politischer Gemeinschaft.

Da Wohnen nicht nur religiöse sondern auch die städtische gesellschaftliche, soziale und wirtschaftliche Ordnung repräsentiert, erfüllten die obrigkeitlichen Regelungen jüdischen Aufenthalts und Wohnens mehrere Funktionen. Sie stehen im Spannungsfeld zwischen den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Residenzstadt und des frühmodernen Staates, den im Laufe des 18. Jahrhunderts wachsenden Einflüssen der Aufklärung und den noch aus dem Mittelalter nachwirkenden antijüdischen Stereotypen und religiösen Vorstellungen einer einheitlichen Civitas christiana, in der Juden möglichst unauffällig bleiben und die Christen in ihrer Religionsausübung nicht stören sollten.



Obere Bräunerstraße, Petersplatz, Bauernmarkt und Wollzeile/Strobelgasse mit den Konskriptionsnummern der Häuser, Stadtplan von Joseph Nagel 1773, Ausschnitt © WStLA, Kartographische Sammlung: Allgemeine Reihe, P1: 5 (Josef Nagel 1773)

Dieser Zwiespalt äußerte sich vor allem hinsichtlich des Aufenthaltsrechts, des Wohnrechts und der Kontrolle jüdischen Lebens. Die Handhabung des Aufenthaltsrechts schwankte zwischen dem Wunsch, jüdische Wirtschaftskraft an Wien zu binden, und der Ablehnung bzw. der Kontrolle des Zuzugs vor allem ärmerer Schichten, da ... *dieses Judenvolk sich unvermerkt einzuschleichen pflieget*.² Die Norm und Praxis jüdischen Wohnens schwankte zwischen verstecktem Wohnen in abgelegenen Gassen und dem Zugeständnis repräsentativer Wohnlagen für kapitalkräftige Juden. Die Kontrolle jüdischen Lebens schwankte zwischen dem aus antijüdischen Stereotypen erwachsenden und genährten Bedürfnis nach Überwachung und dem den Juden zugestandenen Recht auf ungestörten „Handel und Wandel“, das ihnen ihre Privilegien und Toleranzen garantierte. Das Kontrollbedürfnis reichte bis ins Innere der Wohnungen, denn seit Leopold I. nahmen Beamte regelmäßig Visitationen vor, durchschritten jedes einzelne Zimmer und überprüften, ob fremde Juden unerlaubt dort wohnten oder die genehmigte

Anzahl an Dienstboten überschritten wurde. Dem gegenüber bestrafte man Ausschreitungen gegen Juden scharf und versicherte diese des kaiserlichen und behördlichen Schutzes oder bedachte bei der Wohnungszuteilung eine für die Juden und ihren Handel sichere Lage.

Hinter diesen Maßnahmen steht ein unlösbarer Gegensatz: dürfen oder müssen Juden sichtbar sein, entweder gekennzeichnet oder aufgrund ihrer Wirtschaftskraft ausgezeichnet, oder sollen sie unsichtbar bleiben, unauffällig in ihrem Verhalten wie in ihren versteckt gelegenen Wohnorten. So blieben die meisten Anordnungen „zahnlos“ und halbherzig in ihrer Umsetzung. Denn gerade die wohlhabenden Juden, die man nach Wien ziehen und hier halten wollte, fühlten sich von den obrigkeitlichen Vorschriften diskriminiert. Ihnen wurden daher immer Sonderregelungen gewährt, die zwar für die *anderen Juden zu keiner Konsequenz* führen sollten, aber dennoch die Normen konterkarierten und zahlreiche Ansuchen anderer Juden um Gewährung ähnlicher Ausnahmen nach sich zogen.

Die Hofjuden – Wohnen in bester Lage

Die Hofjuden, die sich nach der Vertreibung von 1670 wieder in Wien ansiedelten, hatten in ihren Privilegien die freie Wohnungswahl bewilligt bekommen. Für die um 1700 noch geringe Zahl an Juden war noch keine allgemeine Regelung des Wohnens getroffen worden. Eine Liste der Wiener Juden und ihrer Wohnadressen von 1699 zeigt ihre Verteilung im Zentrum der Stadt.³ Einen Schwerpunkt bildete der Bereich des Petersplatzes mit dem angrenzenden Bauernmarkt. Dort bewohnten jeweils alleine Samuel Oppenheimer das heutige Eckhaus Freisingergasse/Bauernmarkt und Samson Wertheimer das Matzische Haus (Petersplatz 9), das dem in Diensten Leopolds I. stehenden Johann Jakob Mätz von Spiegelfeld gehörte. Andere der genannten Häuser, etwa der Weiße Hirsch auf dem alten Kienmarkt (bei der Ruprechtskirche) oder das Haus des Stadtrichters in der Oberen Bräunerstraße (Habsburgergasse) wurden wegen der geringen Zahl der eingemieteten Juden sicher auch von christlichen Parteien bewohnt.

Ab dieser Zeit sind erste Bestrebungen zu belegen, die Juden aus diesen zentralen Wohnorten zu verdrängen und das Verbot des Realitätenerwerbs festzuschreiben. Anlässlich von Klagen der Erzbruderschaft der Peterskirche über die Juden wurde diesen im Jahr 1700 die Räumung der Häuser rund um den Petersplatz aufgetragen und ihnen überdies der Kauf von Häusern ausdrücklich untersagt. Auch sollten sie die Stadt, also den Bereich innerhalb der Stadtmauern (den heutigen 1. Bezirk) verlassen und in die Vorstädte (die heutigen Bezirke 2 bis 9) umziehen. Das Verbot des Hauserwerbs blieb aufrecht, die Ausweisung aus der Stadt hingegen wurde nie in Angriff genommen.

Das erste „Judenhaus“ (1723)

Karl VI. wiederholte und präzierte die bereits von seinen Vorgängern erlassenen Vorschriften. Juden sollten in abgelegenen Straßen, von Kirchen entfernt wohnen, und zwar nahe aneinander, möglichst gemeinsam in einem Haus (1715). Da dies, so wie in den Jahren zuvor, nicht befolgt wurde, stellte der Kaiser 1721 missbilligend fest, dass die Juden noch immer an verschiedenen Orten in Wien unter Christen wohnten und sich auch in Kleidung und Tracht nicht von diesen unterschieden. In der Folge betrieb er 1723 erstmals eine nun tatsächlich umgesetzte Übersiedlung der Juden in ein gemeinsames Haus. Auf seine Anordnung hin musste Dr. Zacharias Adalbert Hüttner, Stadtschreiber von Wien, sein

Haus „Zum Strobelkopf“ (Ecke Tuchlauben/Strobelgasse) an Juden vermieten. Lediglich den Wertheimern, Sinzheimern und Oppenheimern wurde gestattet, eigene Häuser für sich allein zu beziehen. Mit den anderen elf jüdischen Familien schloss Dr. Hüttner im Oktober 1723 einen Mietvertrag ab.⁴ Den bisherigen christlichen Mietern wurde mit Monatsfrist gekündigt. Dieses unübliche Vorgehen war der kaiserlichen Ungeduld geschuldet, da sonst immer die feststehenden Auszieh- und Kündigungstermine Georgi (Haupttermin am 23. April) und Michaeli (Nebentermin am 24. September) beachtet wurden. Das noch mindestens bis 1740 von Juden bewohnte Haus war damit das erste „Judenhaus“ im Sinn eines behördlich angewiesenen und nur von Juden bewohnten Hauses.

Festschreibung und Verschärfung

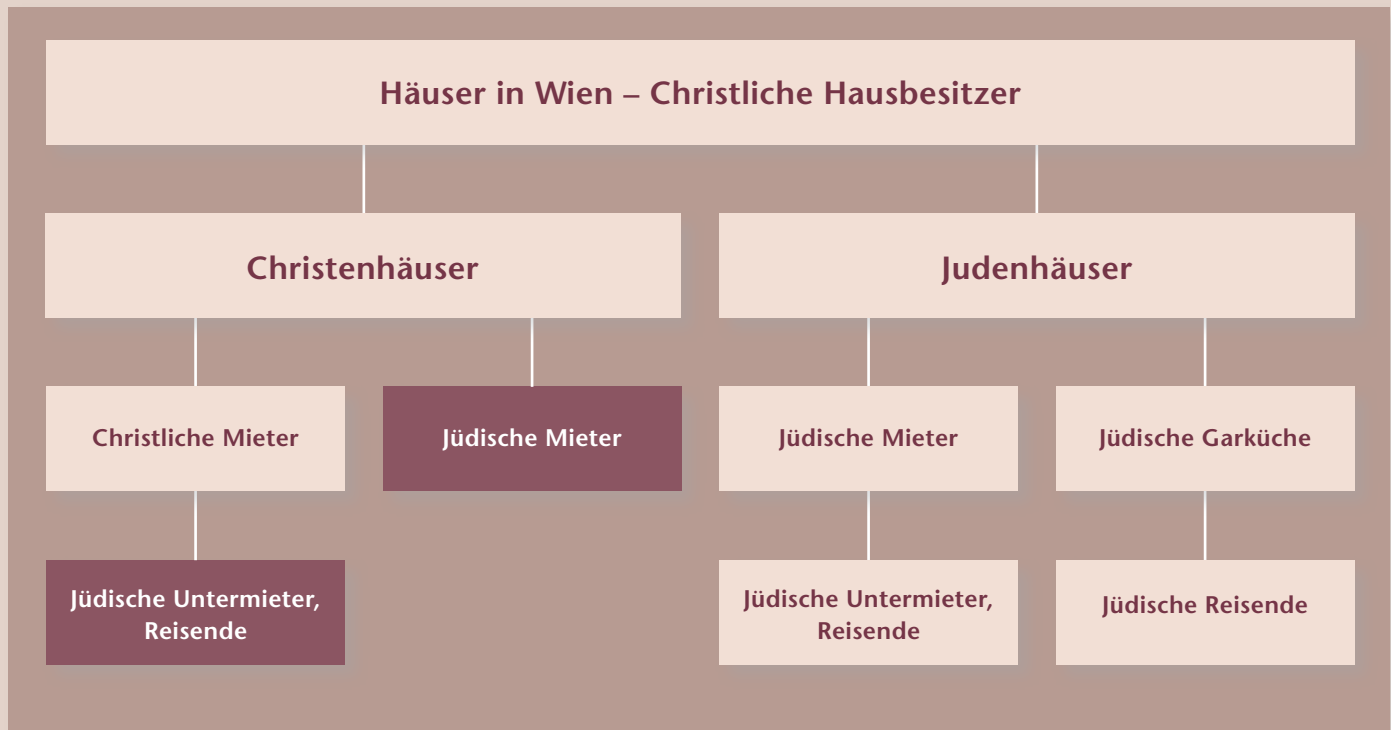
Für die letzten Jahre Karls VI. (gestorben 1740) und das erste Jahrzehnt der Regierung Maria Theresias schweigen die Quellen weitgehend. 1751 ergab eine Zählung der Wiener Juden 452 Personen. Damit dürfte sich ihre



Ein Gewinn für die Zukunft

Corporate Social Responsibility. Vom Spielerschutz über den schonenden Umgang mit Ressourcen bis hin zur Unterstützung zahlreicher Organisationen und Projekte im Interesse der Allgemeinheit: Die Österreichischen Lotterien leben Nachhaltigkeit seit ihrer Gründung vor 30 Jahren. Aus Überzeugung. Für Mensch und Umwelt.

Gut für Österreich. **österreichische LOTTERIEN**



Wohnen in Wien im 18. Jahrhundert:
helle Felder – normativer Anspruch; dunkle
Felder – verbotene Praxis © Elisabeth Loinig

Zahl gegenüber 1700 um rund 200 Personen erhöht haben. Diese Tatsache sowie eine persönliche, offenbar religiös motivierte Ablehnung von Juden, die aus vielen in den Akten erhaltenen Bemerkungen Maria Theresias zu belegen ist, führten wohl zu den ausführlichen und detaillierten, ja teilweise kleinlichen Regelungen in den Judenordnungen der Jahre 1753 und 1764.⁵ Darin werden die Vorschriften der vergangenen Jahrzehnte aufgegriffen und zusammengefasst. Da die Kaiserin „missfällig“ wahrgenommen hatte, dass Juden zerstreut wohnten, woraus „viele Ungebürlichkeiten entstanden“, wurden auch die Bestimmungen zum jüdischen Wohnen unverändert fortgeschrieben: kein Hausbesitz, Wohnen nur in behördlich angewiesenen Häusern (1753) bzw. in von der niederösterreichischen Regierung bewilligten Wohnungen (1764); fremde Juden durften nur in jüdischen Garküchen oder bei privilegierten Juden einkehren (1764).

Doch auch diese Vorschriften blieben weitgehend wirkungslos. Ausnahmen für finanzkräftige Juden waren die Regel, eine effiziente Überwachung der nach Wien einreisenden fremden Juden war von den Behör-

den nicht durchführbar. Als 1762 ein Anonymus in einer Eingabe bei Hof empfahl, die Judenordnung zu verschärfen, stellte er fest, dass derzeit *die hiesige privilegierte Judenschaft wie auch ihre Bediente fast in der gantzen Stadt und in denen mehresten, schönsten Gassen hin- und her zertheilter unter denen Christen ... wohnen.*⁶ Daher sollte den Juden der Salzgries als eigene Gasse und alleiniger Wohnort angewiesen werden. Sein Vorschlag fand zwar keinen Eingang in die Judenordnung von 1764, doch die Sache geriet keineswegs in Vergessenheit.

Das „Translocierungs-Geschäft“

Im September 1766 erteilte Maria Theresia dem NÖ Statthalter persönlich den mündlichen Auftrag, die völlige Separierung der Juden Wiens von den Christen zu planen und verschiedene Möglichkeiten dafür zu prüfen. Sie meinte nämlich, dass es *wider alle Wohlständigkeit laufe ... [und] auch aus verschiedenen jedermann von selbst in die Augen leichtenden Ursachen sehr bedenklich sey, ... [dass die Juden] noch ferners so unter*

den christlichen Familien, wie man es bisher öfters in Ermangelung anderer Gelegenheit aus höchster Noth [!] zu verstatten bemüßiget ware, wohnen zu lassen.⁷

Diese kaiserliche Willensäußerung zog ein „Projekt“ nach sich, das die Behörden Wiens sechs Jahre lang beschäftigen sollte. Die erhaltenen ausführlichen Berichte und Gutachten der niederösterreichischen Regierung lassen noch heute den Widerwillen der Beamten gegenüber dem „Translocierungs-Geschäft“ erahnen. Die Sache sei schwierig, kostspielig und nur gegen den Widerstand von Juden und Christen umzusetzen. Immerhin schlug die Regierung verschiedene mögliche Wohnbereiche vor: in der Stadt den Salzgries, außerhalb der Stadtmauern die Leopoldstadt, die Jägerzeile oder den Selbischen Grund, einen freien Platz im Bereich des heutigen Getreidemarkts. Dort könnte auf Staatskosten eine neue „Judenstadt“ entstehen, die in der Folge durch Vermietung an die Juden ihre Kosten wieder einbringen würde. Die Häuser sollten um eine Hauptgasse gruppiert und von einer Mauer umgeben sein. Dies fand die kaiserliche Billigung – Pläne wurden in Auftrag gegeben und Kostenvoranschläge eingeholt. Die veranschlagte Summe von 300.000 Gulden war ernüchternd. Nun stellte die Errichtung einer Judenstadt keine Option mehr dar.

1768 genehmigte die Kaiserin schließlich die von der Regierung bereits 1766 vorgeschlagene Lösung, die nichts anderes als eine Umsetzung der alten Vorgaben der Judenordnungen war: die Juden sollten innerhalb der Stadt in eigene, nur von ihnen bewohnte „Judenhäuser“ übersiedeln, die aber nicht alle in einer bestimmten Gegend liegen mussten. Dies sei, so meinte die Regierung beschönigend, ja bereits *in vorigen Zeiten allzeit ohne mindeste Bedenklichkeit geschehen*.

Die Suche nach geeigneten Häusern gestaltete sich schwierig. Immerhin wohnten von den 38 Wiener jüdischen Familien mit 594 Personen nur fünf Familien oder 126 Personen ganz oder weitgehend von den Christen abgesondert, die übrigen aber verteilt unter Christen. Drei Familien bewohnten jeweils ein ganzes Haus allein: die Wertheimer ein Haus in der Oberen Bräunerstraße (Habsburgergasse), Löwel Baruch das Haus zu den Sieben Sternen (Salzgasse 7) und Selig Wolf das Haus zum Schwarzen Adler (Hafnersteig/Franz Josefs Kai). Einige andere Häuser wurden vorwiegend von Juden bewohnt: der Weiße Stern (Vorlaufstraße 3), die Schwarze Bürste (Judengasse 11), der Rote Krebs (Sternngasse 6) und das Graf Althan'sche Haus im Krautgässel (Seilergasse 8). Damit die Hausinhaber bereit wären, nur Juden als Mieter aufzuneh-

men – denn dies bedeutete eine Einschränkung in der Auswahl ihrer Mietparteien – wurde ihnen zugestanden, einen um ein Drittel höheren Zins als marktüblich verlangen zu dürfen. Schließlich willigte 1669 der niederösterreichische Regierungsrat Graf Stefan Olivier von Wallis ein, die Juden in sein Haus in der Krugerstraße aufzunehmen. Doch war er mit seinen Mietern unzufrieden und suchte bald um ihre Übersiedlung in ein anderes Haus an, da diese *von der ärmsten Gattung und daher ihren Zins fast gänzlich oder doch in rechter Zeit zu entrichten nicht imstande sind*.

Ein anderes „Judenhaus“ zu finden gestaltete sich schwierig. Die Sache konnte 1772 nur deshalb zu einem Abschluss gebracht werden, da sich Franz von Sonnenfels, der Bruder des bekannten Staatsmannes Joseph von Sonnenfels, bereit erklärte, sein Haus „Zum Weißen Stern“ (heute Vorlaufstraße 3), in dem bereits einige jüdische Familien wohnten, umzubauen, um dort die Juden aus dem Haus des Grafen Wallis aufzunehmen. Die Brüder Sonnenfels waren selbst gebürtige Juden, die 1735 als Kinder gemeinsam mit ihrem Vater die Taufe erhalten hatten. Die Übersiedlung in das abgelegene,



Die E-Papers der Arbeiterkammer

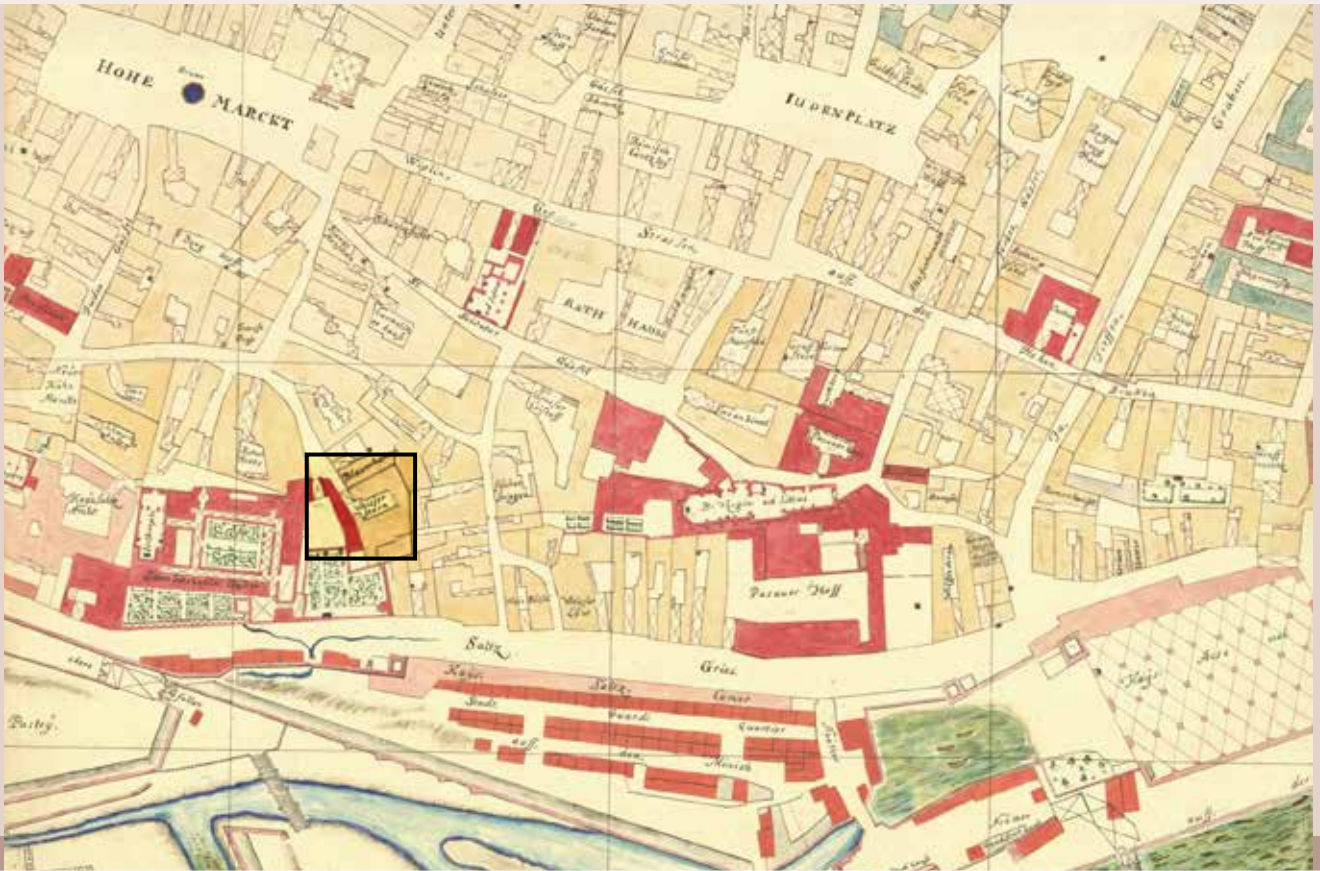
AK Aktuell, Arbeit & Wirtschaft, Arbeitsmarkt im Fokus, Das Recht der Arbeit, EU Infobrief, Gesundheit & Soziales, INFAS, Ifam Info, Sozial- und Wirtschaftsstatistik aktuell, Statistische Informationen, Wirtschaft & Gesellschaft, Wirtschaft & Umwelt, Wirtschaftspolitik – Standpunkte, Österreich in Zahlen

Analyse und Gesellschaftskritik
einfach runterladen:

wien.arbeiterkammer.at/service/zeitschriften



GERECHTIGKEIT MUSS SEIN



am Ende der Sternegasse, einer Sackgasse, gelegene Haus fand zu Georgi (23. April) 1772 statt.

Diese Übersiedlung markiert zwar den Endpunkt des 1766 begonnenen „Translocierungs-Geschäfts“, doch war das ursprüngliche Ziel keineswegs erreicht. Denn von der Übersiedlung in „Judenhäuser“ ausgenommen blieben gerade die einflussreichsten Juden Wiens: Adam Isaak Arnsteiner, seit 1764 kaiserlicher Hoffaktor, und Abraham Wetzlar, Hoffaktor (1761) und kaiserlicher Hofagent (1763) sowie die Tabakpächter Aron Moyses Hönig und Löwel Baruch. Sie alle hatten bereits 1768/69, noch während der von der Kaiserin betriebenen Übersiedlungsaktion, von ihr selbst Ausnahmegenehmigungen erlangt. Die niederösterreichische Regierung hatte 1766 davor gewarnt. Es dürfe keinem Juden unter welchem „Vorwand“ auch immer eine Ausnahme gestattet werden, da sonst die „Einrichtung“ keinen langen Bestand hätte. Alle Bemühungen, Kosten und womöglich nötigen Zwangsmaßnahmen wären dann vergebens.

Die Ausnahmegenehmigungen (1772–80)

In den folgenden Jahren wurde die Bestimmung immer weiter durchlöchert, immer mehr Juden suchten mit immer neuen Begründungen darum an, eine Wohnung unter Christen mieten zu dürfen. Reisende Juden fanden in der Garküche keine Ruhe für ihre Geschäfte; sie beschwerten sich über die fehlende Sauberkeit und dass sie nichts mit den dort versammelten Juden der Unterschicht zu tun haben wollten. Bewohner des „Weißen Sterns“ beklagten die Feuchtigkeit ihrer Wohnungen oder die Beschwerlichkeit des Stiegensteigens; andere erklärten, gekündigt worden zu sein und nun eine andere Wohnung zu benötigen. 1778 bemerkte die niederösterreichische Regierung... *derley Ansuchen werden nunmehr fast zur Gewohnheit und die eingeführte Ordnung wird hierdurch vereitelt, es fehlet auch nicht an Wohnungen in den für Juden bestimmten Häusern, sondern es bleiben derselben einige zur größten Beschwerde der Inhaber leer.*⁸ Dennoch prüfte ein Beamter persönlich bei einem Lokal-



Linke Seite: Das Haus „Zum Weißen Stern“. Ausschnitt aus Arnold Steinhausen, *Stadtplan von Wien, 1710*
© WStLA, Kartographische Sammlung:
Allgemeine Reihe, P1: 234.1 (Arnold Steinhausen 1710)

Das „Wiserische Haus“, 1010 Wien,
Bauernmarkt 1, welches Samuel Oppenheimer um 1700 bewohnte © ÖNB

augenschein jede angesuchte Wohnung: ob sie von Kirchen entfernt und in einer abgeschiedenen Straße gelegen war und keine zu große Gemeinschaft mit den christlichen Mitbewohnern erlaubte. Positiv wurde etwa vermerkt, wenn eine eigene Stiege oder gar ein eigener Eingang zur Wohnung führte, der von Christen nicht benützt werden musste. Waren die von der Regierung untersuchten und bei Hof entschiedenen Ansuchen anfangs noch öfter abgewiesen worden, so wurden sie gegen Ende der Regierungszeit Maria Theresias von der Hofkanzlei fast immer positiv entschieden.

Das Toleranzpatent (1782)

Als Joseph II. nach dem Tod seiner Mutter im November 1780 die Regierungsgeschäfte übernahm, dürfte er vorerst keine Änderung der Wohnsituation geplant haben. Noch im Februar 1781 bestätigte er eine Stellungnahme der Regierung zur jüdischen Wohnungsfrage im Sinn der restriktiven Bestimmungen, nach denen ein Haus

entweder allein von Christen oder von Juden bewohnt sein sollte. Auch sein Handschreiben vom 13. Mai 1781, das die Toleranzgesetzgebung für die Juden in den habsburgischen Ländern einleitete, erwähnte die Wohnungsfrage nicht.⁹ Ganz allgemein gab er jedoch unter anderem vor, es seien auch *alle jene demüthigenden und den Geist niederschlagenden Zwangsgesetze, die den Juden einen Unterschied der Kleidung und Tracht oder besondere äußerliche Zeichen auferlegen, zu beseitigen*. Das daraufhin erfolgte ausführliche Gutachten der niederösterreichischen Regierung nimmt die konkrete Wohnungsfrage in den Blick und meinte, dass es mit der künftigen Verfassung nicht mehr vereinbar sei, dass Juden in eigenen für sie bestimmten Häusern wohnen müssten. Sie wollte sich aber ein Bewilligungsrecht sichern, um *die nöthige Ordnung* auch weiter beizubehalten.

Nach eingehenden Beratungen wurde das neue Patent – der den Juden „verhasste“ Name „Judenordnung“ wurde fallengelassen – am 2. Jänner 1782 in gedruckter Form von der niederösterreichischen Regierung verlaut-

66

Bärner Viertel**Am Peters-Freih-Hoff.**

Ihro Gnaden Herrn Gottfried von Wiser /
N. De. Regiments-Kath gehörig / allwo
jedo des Juden Oppenheimer / Kayserl.
Factors Wohnung.

Hrn. Jacob Hutter seel. Erben / der
Warendank genant.

Ihro Gnaden Herrn Jacob, Nath von
Spiegelfeld / Kayf. Hoff-Cammer-Kath /
und Schloß-Hauptmann zu Laxenburg / ein
Eck / worinnen des Juden Wertheimer /
Königl. Factors Wohnung.

Das Milchgäßl gegen Kiefuß zu.

Abermalen das drüben benannte Graff
Wagenspergerische Haus / so ganz frey steht.

Wübner Viertel.**Gegen über!**

Hrn. Franz Antoni Wagele / N. De.
Land-Schaffts-Diersl Commissari ein dop-
peltes Eckhaus.

Der

Die Wohnungen von Oppenheimer und Wertheimer am Petersplatz. Aus Johann Jordan, Schatz, Schutz und Schantz ... Beschreibung aller Gassen ... der ... Residenz-Statt Wienn, 1701, S. 66.

Ausblick

Mit den Bestimmungen von 1782 wurde bis 1848 der gesetzliche Rahmen für die jüdische Wohnungsfrage gesteckt. Die Wahl des konkreten Aufenthaltsortes in der Stadt und den Vorstädten war freigegeben, die niederösterreichische Regierung hatte die von ihr geforderte Bewilligungspflicht jüdischer Wohnungen nicht durchgesetzt. Sie kontrollierte jedoch weiterhin das abstrakte Aufenthaltsrecht und den nach wie vor kostenpflichtigen Aufenthalt von Juden in Wien. Denn diese benötigten noch bis 1848 eine formale Tolerierung oder mussten kurzfristig gültige Passierzettel, sogenannte Bolletten, lösen.

Erst in Folge der Revolution von 1848 wurde der Grundbesitz für Juden freigegeben, die Institutionen der „Toleranz“ und Passierzettel aufgehoben. Durch die Verfassung von 1867 erlangten die Juden die volle rechtliche Gleichstellung.

Anmerkungen

- 1 Alfred Francis Pribram (Hg.), *Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Wien. Erste Abteilung, Allgemeiner Teil 1526–1847* (1849), 2 Bde. (Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich VIII), Wien-Leipzig 1918, hier Bd. 1, S. 391.
- 2 Niederösterreichisches Landesarchiv (NÖLA), *Hofresolutionen (HofRes) 1774 VI Nr. 34*.
- 3 Pribram 1 (wie Anm. 1), S. 266f.
- 4 Dieser ist nachzulesen bei Pribram 1 (wie Anm. 1), S. 305–307.
- 5 *Judenordnung 1753*: Pribram 1 (wie Anm. 1), S. 341–346; *Judenordnung 1764*: Pribram 1 (wie Anm. 1), S. 374–383.
- 6 Pribram 1 (wie Anm. 1), S. 364.
- 7 NÖLA HofRes 1766 XII Nr. 49.
- 8 NÖLA, HofRes 1778 XI, Nr. 24.
- 9 *Quellen und Text des Toleranzpatents bei Pribram 1 (wie Anm. 1), S. 440–500*.

Weiterführende Literatur

- Susanne Claudine Pils, Jan Paul Niederkorn (Hg.), *Ein zweigeteilter Ort? Hof und Stadt in der Frühen Neuzeit. Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte. Publikationsreihe des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 44/2005*.
- Franz des Ponty, *Verzeichniß der in der kaiserlich-königlichen Haupt- und Residenzstadt Wien ... befindlichen numerirten Häusern, derselben Eigenthümer und deren Conditionen, Schildern, Gassen, Grund-Obrigkeiten ... Wien 1779*.
- Heinz Schilling, Stefan Ehrenpreis, *Die Stadt in der Frühen Neuzeit. (Enzyklopädie deutscher Geschichte 24) Oldenbourg 2015*.
- Karl Vocelka, Anita Traninger (Hg.), *Die frühneuzeitliche Residenz (16. bis 18. Jahrhundert). (Wien – Geschichte einer Stadt 2) Köln-Weimar-Wien 2003*.

bart. Darin wird zwar in Punkt 14 das Verbot des Realitätenbesitzes bestätigt, doch bestimmt Punkt 18: *Durch gegenwärtige Verordnung lassen Wir es von der bisherigen Beschränkung auf bestimmte Judenhäuser abkommen und erlauben den tolerierten Juden eigene Wohnungen sowohl in der Stadt als in den Vorstädten nach ihrer Willkühr einzunehmen*. Weiters wird im 19. Punkt für die „fremden“ Juden der Zwang, nur in jüdischen Garküchen oder bei privilegierten Juden zu wohnen, aufgehoben. Gleichzeitig hob das Patent in Punkt 24 auch alle Vorschriften der persönlichen Kennzeichnung, wie etwa Bärte, auf.

Publikationen



»Ostjuden« – Geschichte und Mythos
Hg. von Philipp Mettauer und Barbara Staudinger | Schriftenreihe des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs 1 | Studienverlag, Innsbruck-Wien-Bozen 2015 | ISBN 978-3-7065-5411-4 | 24,90 Euro; auch als E-Book erhältlich



Drei Generationen. Shoah und Nationalsozialismus im Familiengedächtnis.
Hg. von Martha Keil und Philipp Mettauer | Schriftenreihe des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs 2 | Studienverlag, Innsbruck-Wien-Bozen 2016 | ISBN 978-3-7065-5414-5 | 29,90 Euro; auch als E-Book erhältlich

Nu, kennen Sie schon *nu?*



**Das jüdische Magazin für Politik und Kultur
erscheint vier Mal jährlich.**

Erhältlich bei:

- 1010, Book Shop im Jüdischen Museum, Dorotheergasse 11
- 1010, Herder, Wollzeile 33
- 1010, Leporello am Stephansplatz, Singerstraße 7
- 1010, Leporello in der Burg, Universitätsring 2
- 1010, Morawa, Wollzeile 11
- 1010, Tabak-Trafik, Hoher Markt 1
- 1030, Thalia, Landstraßer Hauptstraße 2a/2b
- 1040, Anna Jeller, Margaretenstraße 35
- 1060, Thalia, Mariahilferstraße 99
- 1090, Orlando, Liechtensteinstraße 17
- 1180, Hartliebs, Währinger Straße 122

sowie unter office@nunu.at

In Wohnungen und Jüdische Flüchtlinge in

Christoph Lind

Am Beginn des Ersten Weltkriegs zogen die Soldaten Franz Josephs I. voller Zuversicht ins Feld. Sie waren von einem schnellen und ruhmreichen Sieg überzeugt und wollten bis Weihnachten, oder, so sie jüdisch waren, bis Chanukka wieder zuhause sein. Diese Hoffnungen wurden jedoch enttäuscht, das Kriegsglück war im Spätsommer und Herbst 1914 nicht auf österreichisch-ungarischer Seite und die k.u.k. Soldaten erlitten sowohl in Serbien als auch an der russischen Front bittere Niederlagen.

Die Flucht

Die Erfolge der zaristischen Armeen und die Angst vor ihrem Vordringen lösten eine Massenflucht aus Galizien und der Bukowina aus. Nicht nur Juden, sondern auch Polen, Deutsche und Ruthenen (Ukrainer) machten sich auf den Weg in den Westen. Die jüdischen Flüchtlinge fürchteten die russischen Soldaten, darunter vor allem die Kosaken, am meisten, waren ihnen doch die Pogrome, die in den Jahren und Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg im Zarenreich stattgefunden hatten, nur allzu gut im Gedächtnis geblieben.

Die Flucht erfolgte meist per Bahn, die jedoch weder organisatorisch noch materiell auf einen solchen Ansturm vorbereitet war, sodass auch Viehwaggons für den Transport der flüchtenden Menschen eingesetzt werden mussten. Diese waren in den Zügen tage- und wochenlang unterwegs, verfügten über keine Informationen bezüglich der Fahrtziele und litten unter den oft schlimmen sanitären Bedingungen. Wer nicht die Bahn nehmen konnte oder wollte, machte sich zu Fuß, mit Fuhrwerken oder Pferdewagen auf den Weg. Der Herbstregen

verwandelte die Straßen in Morast und die Flüchtlingskolonnen und aufmarschierende oder zurückkehrende Truppen behinderten sich gegenseitig.

Die Flüchtlinge versuchten, so viel Hausrat wie möglich in Sicherheit zu bringen, dementsprechend waren die Fuhrwerke und Waggons mit allen möglichen Habseligkeiten beladen. Einen Eindruck davon vermittelt ein Bericht der „St. Pöltner Zeitung“ vom 1. Oktober 1914: *In den letzten Tagen passierten viele Flüchtlinge aus Galizien unsere Stadt. Ganze Bahntransporte fliehender Leute gingen nach Oberösterreich, Salzburg usw. Einige der Flüchtlinge sprechen auch deutsch. Die durchfahrenden Züge machen einen wehmütigen Eindruck. Mit ihren Habseligkeiten, die sie in manchen Fällen rasch zusammenraffen mussten, Männer, Frauen, Kinder jeden Alters, so sitzen sie in Waggons. Einrichtungsgegenstände, Kästen, Tische, Koffer, Bündel mit Wäsche, auch Haustiere aller Art, Kühe, Ziegen, Hunde, Katzen, bieten sie das bewegte Bild von Auswanderern. Sie haben das Gebiet geräumt, das vom Feinde besetzt wurde oder in der Kampfzone liegt. Sie wollten nicht zurückbleiben, um nicht für die Russen Dienste machen zu müssen. Manche dieser Flüchtlinge fahren 6 bis 7 Wochen, mit tagelangen Unterbrechungen, auf den verschiedenen Stationen. Mit großer Dankbarkeit nahmen die Leute die Erfrischungen, zumeist Tee, Kaffee und Brot, die ihnen von Damen am hiesigen Bahnhofe gereicht wurden, entgegen. Diese Mildtätigkeit war besonders den bedauernswerten Kindern zu gönnen. In den Waggons haben sich die Leute ganz häuslich eingerichtet, haben Kochherde und Öfen aufgestellt, auf denen sie kochen, was einen sonderbaren Anblick gewährt. Von den mitteilsamen Leuten konnte man es hören, dass sie fest und sicher davon überzeugt sind, dass der besetzte Teil von Galizien nur*

Lagern

Niederösterreich 1914–1918



Flüchtlinge aus der Bukowina am Elektrotrain. K.u.K. Kriegspressequartier, Lichtbildstelle Wien © ÖNB

vorübergehende Zeit in den Händen der Russen verbleibt und dass sie früher oder später wieder über die Grenze zurück geworfen werden.¹

Wie viele Menschen in den ersten Kriegsmonaten flohen, ist nicht genau bekannt, ihre Zahl ging aber in die Hunderttausende. Im Herbst 1915 sprach eine Publikation des Innenministeriums von etwa *einer Million Unbemittelter*, die es unterzubringen und zu versorgen galt. Darunter befand sich gut die Hälfte der jüdischen Bevölkerung Galiziens, somit rund 400.000 Personen.

Ziel der Flüchtlinge waren die westlichen Kronländer der Monarchie, also Böhmen, Mähren, Oberösterreich, die Steiermark und vor allem das Erzherzogtum Niederösterreich mit seiner Hauptstadt Wien, die als Hauptstadt des Reiches (zumindest Cisleithaniens) seit Jahrzehnten viele Zuwanderer angezogen hatte, darunter viele Juden und Jüdinnen. So manche konnten also damit rechnen, bei Verwandten Unterschlupf zu finden.

Für die Versorgung und Unterbringung in Wien war die „Zentralstelle der Fürsorge für Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina“ zuständig, die bereits am 10. September 1914 von der Wiener jüdischen Gemeinde eingerichtet worden war. Unter ihrem Leiter, dem Gemeinderat und Rechtsanwalt Rudolf Schwarz-Hiller,



Links: Hermann Gewing beherbergte gemeinsam mit seiner Frau Karoline mehrere Flüchtlinge © Injoest

Unten: Nachforschung und Vermisstenanzeigen zur Wiedervereinigung und Auffindung vermisster Familienmitglieder. Kundmachung durch den k. k. Bezirkshauptmann Held vom 8.1.1915 für Oberhollabrunn in Form eines mehrsprachigen Plakats © ÖNB

in leerstehenden, feuchten Wohnungen. Noch im Oktober und November trafen in Mistelbach Züge mit 1.000 Flüchtlingen aus Krakau ein. Von diesen wurden 400 in Mistelbach selbst untergebracht, die übrigen auf die umliegenden Ortschaften verteilt.

Im gesamten Herbst 1914 war die Statthalterei auf der Suche nach Flüchtlingsquartieren und stellte dementsprechend ständig Anfragen an die Bezirkshauptmannschaften. Alle möglichen nutzbaren Gebäude wurden herangezogen, darunter Gasthöfe, Wirtschaftsgebäude, Ziegelöfen und natürlich auch Privatquartiere. Im Nie-

war sie bis Kriegsende für die Auszahlung der Unterstützungen, die Verköstigung, Wohnungsbeschaffung und Bekleidung, aber für auch die Repatriierung zuständig. Die Höchstzahl der von ihr Betreuten wurde 1915, nach der italienischen Kriegserklärung, erreicht und betrug 125.000 Personen.

Wohnungen und Provisorien auf dem Land

Die Einrichtung dieser Zentralstelle nur wenige Wochen nach Kriegsbeginn zeigt, wie rasend schnell die Ankunft der Flüchtlinge vor sich ging. Diese erfolgte oft buchstäblich über Nacht und stellte die lokalen Behörden und Amtsträger im von Dörfern, Klein- und Mittelstädten geprägten ländlichen Teil des Erzherzogtums Niederösterreich vor eine enorme logistische Herausforderung, die schließlich zur Überforderung führte. Eine Zentralstelle nach Wiener Vorbild existierte nicht.

So erhielt beispielsweise der Bürgermeister von Amstetten am 13. September 1914 von der niederösterreichischen Statthalterei die Nachricht, dass am 15. September 800 *Evakuierte aus Galizien* in der Stadt eintreffen würden, für die er binnen zwei Tagen Quartiere schaffen müsse. Man improvisierte und brachte sie notdürftig in drei Ziegelöfen unter. Im Bezirk Hollabrunn wiederum wurden 450 Flüchtlinge verteilt, sie landeten teilweise



der österreichischen Landesarchiv liegt ein höchst umfangreicher, acht Bände umfassender Sammelakt, der die Beschäftigung der Behörden mit der Unterbringung und Verpflegung der Flüchtlinge abbildet.²

Im Jänner 1915 erschien in „Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift“, einer Wiener jüdischen Zeitung, ein Bericht, der von Flüchtlingen selbst verfasst wurde und sehr anschaulich jene Monate im Herbst 1914 beschreibt: *Der Ort Klein-Pöchlarn ist gar manchem unbekannt und dennoch gelangten wir galizischen Flüchtlinge nach vielen Wanderungen und Strapazen vor zwölf Wochen [also im Oktober 1914], 400 an der Zahl, dorthin. Die ganze Bevölkerung und vor allem der Herr Pfarrer, der Herr Bürgermeister, der Herr Oberlehrer und Herr Sigmund Mautner kamen uns in jeder Weise entgegen und stellten uns verschiedene Wohnungen zur Verfügung. Auf Anregung des Herrn Bezirksrabbiners Dr. Ch. [Chaim] Bertisch aus Amstetten, zu dessen Sprengel Klein-Pöchlarn gehört, bildete sich ein Komitee, bestehend aus dem Herrn Rabbiner, Herrn Kultusvorsteher Gottlieb Mahler in Kemmelbach, Herrn Sigmund Mautner und Herrn Max Schanzer in Groß-Pöchlarn, an dessen Spitze die Präsidentinnen des Frauenvereins, die Damen Ida und Lora Mahler, stehen. Es wurden bis nun [Jänner 1915] dreimal Verteilungen vorgenommen. Mehr als 150 ganz neue Decken, Strohsäcke, Polster, Winterkleider, Schuhe, Wäsche wie auch Naturalien wurden verteilt. Jede Verteilung dauerte fast den ganzen Tag und die Damen und Herren arbeiteten ununterbrochen neun bis zehn Stunden – nichts zu sich nehmend –, erquickt durch die Genugtuung, so viel Gutes geleistet zu haben. [...] Wir sprechen also auf diesem Wege dem ehrwürdigen Herrn Rabbiner, den sehr geehrten Familien Mahler und Schanzer, dem Herrn S. Mautner wie auch allen edlen Spendern unseren herzlichsten Dank aus. Der liebe Himmel möge es ihnen allen vergelten. Die Flüchtlinge aus Kl.-Pöchlarn.*³ Diesem Bericht zufolge hat es diese Flüchtlingsgruppe, den Umständen entsprechend, nicht schlecht getroffen.

In einer vergleichsweise glücklichen Lage befanden sich wohl auch jene Menschen, die bei Verwandten Unterschlupf fanden, wie Sara Maier und Chaje Seliger, die in St. Pölten von Karoline Gewing aufgenommen wurden. Frau Gewing und ihr Gatte Hermann – er stammte selbst aus dem galizischen Tarnopol und war 1907 nach St. Pölten gekommen – beließen es aber nicht dabei und gewährten gleich weiteren neun Personen Obdach, die sich Karolines Verwandten auf der Flucht angeschlossen hatten. Alle wurden in ihrer Privatwohnung (Wienerstraße 35) und in einer eigens angemieteten weiteren Wohnung (Kremser Landstra-

ße 53) untergebracht. Das Ehepaar Gewing übernahm, solange dies seine finanziellen Möglichkeiten zuließen, auch sämtliche anfallenden Kosten. Auch Sara Rapa-port, ihre Tochter Pepi Kürschner und deren Kinder Rosa und Ernestine fanden in St. Pölten bei ihrem Verwandten Philipp Maurer Quartier.

Die Ankunft so vieler Menschen und die Unterbringung von Hunderten in kleinen Orten und Ortschaften verliefen nicht immer positiv. In Pöchlarn funktionierte es gut, aber nur wenige Kilometer weiter, in Maria Taferl (damals Bezirk Pöggstall), stellte sich die Situation anders dar. Dort waren im November 301 Flüchtlinge, der Großteil davon jüdisch, untergebracht worden. Die Gemeinde lehnte die Aufnahme weiterer Flüchtlinge ab. Im Dezember 1914 verbot der Bürgermeister zudem den Verkauf von Lebensmitteln an die Flüchtlinge, die sich zusätzlich massiven Bedrohungen ausgesetzt sahen. Als „Lösung“ der Flüchtlingsfrage forderte die Gemeinde den Bau eines Lagers für 1.000 Personen und die Abschiebung sämtlicher Flüchtlinge des Bezirks in dieses.


BMF
**BUNDESMINISTERIUM
FÜR FINANZEN**

Leistung bringt endlich

MEHR GELD!

Bezahlte Anzeige


Wie viel mehr für Sie? Sofort berechnen: www.entlastung.at

Die Steuerreform bringt's!



Tatsächlich begannen die Behörden noch 1914 mit der Errichtung von Barackenlagern, um damit die Unterbringung nach einem sogenannten „gemischten System“ zu organisieren. Der Großteil der „Unbemittelten“ wurde in die Lager überstellt, die „Bemittelten“ hingegen, also *Flüchtlinge sozial höherer Stände* versuchte man *vor den für sie besonders empfindlichen [...] Einschränkungen des Selbstbestimmungsrechtes [und] vor den in den Lagern [...] unvermeidlich störenden Einblicken Dritter in das Familienleben zu bewahren.*⁴ Diese Menschen wurden den „Flüchtlings- oder Unterbringungsgemeinden“ zugeteilt, von denen es für Juden und Nichtjuden gleichermaßen mehr als 300 in Niederösterreich gab. Die Unterstützung erhielten die Flüchtlinge in den Gemeinden in Bargeld ausbezahlt, während sie in den Lagern aus Verpflegung und Unterkunft bestand. Das jeweils zugewiesene Quartier durfte zudem nicht verlassen werden, anderenfalls drohte der Verlust der Unterstützung; es bestand somit Residenzpflicht.

Finanzielle Herausforderungen

Die Versorgung so vieler Flüchtlinge mitten im Krieg, der ja ebenfalls finanziert werden musste, stellte für den Staat eine enorme Belastung dar. Die Unterstützungsbeträge waren deshalb gering. Die Menschen bekamen in den Unterbringungsgemeinden 70 Heller pro Kopf und Tag, womit Unterkunft und Quartier bezahlt werden mussten. Dieser Betrag lag unter dem Existenzminimum; er wurde zwar im Lauf des Kriegs dreimal erhöht, konnte jedoch mit der Inflation nicht mithal-

ten. Somit waren die Flüchtlinge nicht abgesichert und ihre Not in den Lagern und Unterbringungsgemeinden groß; sie waren auf zusätzliche, nichtstaatliche Hilfe angewiesen. Die 15, mit Wien 16 Israelitischen Kultusgemeinden (IKG) des Kronlandes hielten sich jedoch bei der direkten Flüchtlingsfürsorge zurück. Nicht nur, dass die ländlichen IKG angesichts der Zahl der Flüchtlinge oft überfordert waren, orientierten sie sich offenbar auch an der Haltung der Wiener Kultusgemeinde. Diese lehnte eine direkte Hilfe mit der Begründung ab, *[...] dass wir in keiner Weise den Gedanken aufkommen lassen dürfen, dass wir Pflichten, deren Erfüllung in erster Reihe, ja man kann sagen, ausschließlich dem Staate obliegen, freiwillig auf uns nehmen wollen. So ausgeprägt und intensiv das Gemeinbewusstsein, die Gemeinbürgerschaft bei uns*





Linke Seite, oben: Betraum im Internierungslager Markl der Bezirkshauptmannschaft Waidhofen/Thaya, 1915
Innenansicht einer Wohnbaracke im Internierungslager Markl der Bezirkshauptmannschaft Waidhofen/Thaya © NÖLA

Linke Seite, unten: Internierungslager Markl der Bezirkshauptmannschaft Waidhofen/Thaya, 1915 © NÖLA

Rechte Seite, von oben nach unten: Barackenlager des k.u.k. Innenministeriums in Bruck an der Leitha, Übersicht von erhöhtem Standort, um 1914

Die „Waschstraße“ im Barackenlager des k.u.k. Innenministeriums in Bruck an der Leitha, um 1914

Die Synagoge im k.u.k. Barackenlager Bruck an der Leitha © ÖNB



Juden ist, in dieser Frage konnten und durften wir in keiner Weise den Standpunkt verlassen, dass es Sache des Staates ist, in auskömmlicher Weise für diejenigen zu sorgen, die durch den Krieg und infolge dessen von Haus und Hof gewissermaßen expropriert wurden; dass unsere Gemeinde sich den diesbezüglichen Pflichten [nicht konfessionsgebundene, allgemeine Hilfestellungen] nicht entzogen hat und auch nicht entziehen wird, das hat sie bereits bewiesen, und das wird sie auch, soweit es ihr möglich ist, auch fernerhin beweisen.⁵

Auch die IKG Amstetten beteiligte sich nicht an der direkten Flüchtlingshilfe, richtete aber ein Hilfskomitee ein, dem die führenden Mitglieder der Kultusgemeinde angehörten, wie dies auch in Klein-Pöchlarn der Fall war. Neben derartigen Komitees waren auch Einzelpersonen und natürlich die jüdischen Vereine, religiöse wie nichtreligiöse, in der Flüchtlingshilfe aktiv. In Mödling organisierten Private im Herbst 1914 eine sogenannte „Brockensammlung“ für galizische Kriegsflüchtlinge im Lager von Nikolsburg. Man konnte schließlich 201,50.– Kronen, darunter 20.50.– von der IKG Mödling, Kleider, Wäsche, 300 Stück Seife, ein Fass Petroleum, Suppenwürfel, Ceres-Speisefett und einen Waggon Kohle an das Rabbinat in Nikolsburg zur weiteren Verteilung schicken.⁶

Die Chewra Kadischa, die Beerdigungsgemeinschaft, von Hohenau an der March sandte 700.– Kronen Bargeld und einen Waggon Würfelkohle nach Nikolsburg, wofür sie bezeichnenderweise ein Dankschreiben der dortigen Bezirkshauptmannschaft erhielt, verbunden mit der Bitte [...] bei ähnlichen Vereinen dahin wirken zu wollen, dass auch diese ihre Fürsorge den bedauernswerten



*Opfern des Krieges zuwenden mögen. Auch in Hohenau selbst hielten sich im Herbst 1914 sieben Flüchtlingsfamilien über mehrere Monate auf. Die Chewra Kadischa unterstützte sie mit monatlich zirka 400 Kr., so auch Kohle, Kartoffeln, usw.*⁷

Die Mittel für diese Hilfeleistungen wurden durch Sammlungen und Spenden, unter anderem auch auf dafür ins Leben gerufenen Veranstaltungen, aufgebracht. So organisierten am 30. Jänner 1915 die beiden *edelgesinnten* Badenerinnen Louisa Freiwillig und Frau Stößel eine „Wohltätigkeitsakademie“ im Sitzungssaal der örtlichen Kultusgemeinde: [...] *Die zahlreichen Besucher ergötzten sich an den Produktionen, welche die Violinkünstler, teils Flüchtlinge, die Herren Moritz Seligsohn und Strobinger, teils Badener Israelitinnen, Frau Stößel und Fräulein Rubin (Klavier), beide Töchter des Herrn Musikdirektors David Rubin, zum Vortrage brachten, auf das Beste. Eröffnet wurde diese in vollem Maße gelungene Wohltätigkeitsvorstellung durch Se. Ehrwürden Herrn Rabbiner W. Reich, indem derselbe anknüpfend an den „Chamischa-assar-B’schwat“ [auch „Tu bi-Schwat“, das „Neujahrsfest der Bäume“] die wohltätig wirkende Kraft der sich verjüngenden Natur mit den Wohltätigkeitsakten gutherziger Menschen in Vergleich zog. Aber auch unsere Jugend hat einen bedeutenden Beitrag zu diesem schönen Abend geleistet. Fräulein Resi Geschürr, Schülerin Martha Weiß, Gymnasialschüler Wyscher produzierten sich mit heiteren und ernsten Gedichtsvorträgen und viele andere mit Chor- und Sologesängen. Alle Künstler haben großes Lob geerntet.*

*Den Abschluss bildete das Absingen der Volkshymne mit Violinbegleitung und des Liedes „Heil dir im Siegerkranz“.*⁸

Das Lager Bruck an der Leitha

Das Lager auf dem Muschelberg bei Nikolsburg in Südmähren gehörte neben jenen in Pohrlitz und Gaya (wie Nikolsburg ebenfalls in Südmähren an der Grenze gelegen) zu den ersten, die im Herbst 1914 für jüdische Flüchtlinge errichtet worden waren. Seine Insassen waren auf Unterstützung aus dem nahen Niederösterreich angewiesen. Die Aufteilung der Flüchtlinge auf die Lager erfolgte grundsätzlich nach Nationalitäten getrennt, und so ist es erstaunlich, dass eigene Lager für Juden eingerichtet wurden, die in der Monarchie nicht als Nation galten, sondern statistisch stets nur nach ihrer Religion erfasst wurden. Womöglich wurde die Errichtung der Lager nach praktischen Gesichtspunkten geregelt, wie der Versorgung mit ritueller Kost oder anderen speziellen Bedürfnissen, die in großem Rahmen leichter zu organisieren waren.

Ein Lager für jüdische Flüchtlinge entstand auch in Niederösterreich, nämlich in Bruck an der Leitha. Im November 1914 wurden dort in einem leer stehenden Ziegelofengebäude an der Höfleinerstrasse 1.400 Jüdinnen und Juden provisorisch untergebracht, deren Zahl bis zum 22. November auf über 2.000 anstieg. Gegenüber dem Ziegelofen, in dem bis Ende Jänner 1915 auch Ruthenen lebten, wurde ein neues Lager gebaut, von dem die ersten 14 Holzbaracken, das Spital und die



Spitalsküche noch im Dezember fertiggestellt werden konnten. Die Mitte November ausgebrochene Cholera konnte im Dezember 1914 eingedämmt werden.

Die formalen Aspekte des Wohnens und Lebens in diesem Lager sind aus der „Arbeits- und Betriebsordnung“ ersichtlich, die vom zuständigen Bezirkshauptmann am 6. Jänner 1915 kundgemacht wurde: Jede Woche hatte eine andere Barackenbelegschaft für die Reinigung des Lagergeländes Sorge zu tragen, die Latrinen zu desinfizieren und sich auch um die Versorgung mit Wasser und Lebensmitteln zu kümmern, womit wohl der entsprechende Transport gemeint ist. Diese Arbeiten waren unentgeltlich zu verrichten, während das „ständige Personal“ für Küche, Spital und andere öffentliche Lager-Einrichtungen eine monatliche Entlohnung von 15 Kronen und als zusätzliche Vergünstigung auch einen von den übrigen Bewohnern abgesonderten Wohnbereich erhielt. Bezüglich Gesundheitsvorsorge wurde festgelegt, dass die „Abteilungsvorstände“ jeden Erkrankten in ihrem Bereich dem Lagerarzt zu melden hatten, der dann entschied, ob der Betroffene in das Spital zu überstellen sei oder bei den anderen in der Wohnbaracke verbleiben konnte. Die ärztliche Versorgung und Medikamente waren kostenlos. Alkohol im Lager war verboten, Betrunkene für die Dauer ihres Rausches wegzuschließen. Das Waschen der Wäsche war ausschließlich in den Waschküchen erlaubt und auch das Trocknen nur an den dafür vorgesehenen Plätzen gestattet. Für den Brandschutz wurde eine Feuerwache eingerichtet, deren Stärke der Anzahl der Wohnba-

racken entsprach und die jede Nacht Dienst verrichten musste. Das Hantieren mit offenem Feuer und Licht war zudem überall streng verboten. Die Flüchtlinge mussten täglich um spätestens 20 Uhr im Lager sein, gelegentliche Ausnahmen konnte die Lagerleitung gestatten. Auch Besuche waren nur nach Rücksprache erlaubt. Bei Nichteinhaltung der Regeln konnte die Lagerleitung Strafen verhängen.

Für diese bis zu mehr als 3.000 Menschen, die ihrer Anzahl nach die größte IKG Niederösterreichs (ohne Wien) hätten bilden können, war auch eine religiöse Infrastruktur notwendig. Im Lager waren zwei Rabbiner mit Namen Goldberg und Brill (im September 1915) und ein Kantor namens Unger tätig.⁹ Es wurde zudem eine hölzerne Synagoge errichtet, die sich an den Traditionen des orthodoxen Ostjudentums orientierte, so stand die Bimah in der Raummitte. Ihre Einweihung fand am 27. Juni 1915, einem Sonntag, statt, „Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift“ berichtete ausführlich darüber.¹⁰

Im Lager gab es auch eine Schule sowie einen Kindergarten.¹¹ Wer es sich leisten konnte, begrub seine Toten am zuständigen jüdischen Friedhof in Mödling, für die übrigen wurde ein eigener kleiner Friedhof angelegt. Ungefähr 80 Personen wurden zwischen Herbst 1914 und Oktober 1915 auf dem städtischen Friedhof in Bruck beigesetzt.

*Aufnahmen aus dem Internierungslager
Markl der Bezirkshauptmannschaft
Waidhofen/Thaya, 1915 © NÖLA*





Armut galizischer Juden in Wien. Die Abbildungen sind dem Buch „Jüdisches Elend in Wien. Bilder und Daten“ von Bruno Frey, 1920 in Wien erschienen, entnommen.



Trotz der geschaffenen Infrastrukturen war das Leben im Lager für viele Flüchtlinge unerträglich. Der Wiener jüdische Historiker und spätere Archivar der Kultusgemeinde, Leopold Moses, dem als gebürtigen Mödlinger Bruck nicht fremd war, schrieb 1927: *Der Weltkrieg brachte – unfreiwillig – viele Juden nach Bruck, und er brachte auch das chronische Judenleid dieser Stadt in ein akutes Stadium. Die armen Juden aus Galizien, die dort von ihrem Vaterland in Baracken „untergebracht“ wurden, hatten ein wahres Martyrium durchzumachen. Behörden und Bevölkerung kamen ihnen mit Misstrauen und Feindschaft entgegen, und nur mit Mühe konnte der Schochet [Schächter] durch seine Interventionen die äußersten Härten mildern und die Beamten zur Anschauung bekehren, dass der galizische Jude auch ein Mensch sei. Militarismus und Krieg haben in Bruck jüdische Familien zerstört und arme, verjagte Juden kasernenhofmäßig misshandelt.*¹²

Die Repatriierung

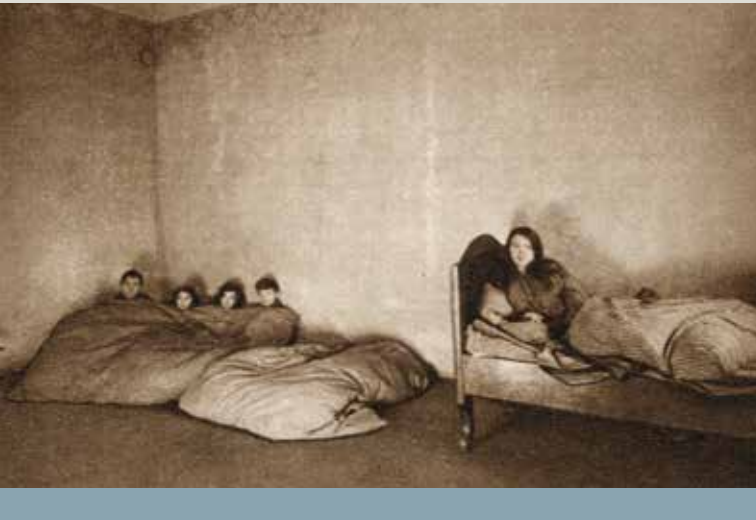
Das Lagerleben währte in Bruck nicht einmal ein ganzes Jahr. Am 2. Mai 1915 begann die erfolgreiche Gegenoffensive der Mittelmächte an der Ostfront und weite Teile Galiziens wurden zurückerobert. Bereits am 11. Juli forderte ein Erlass des k.k. Innenministeriums die Flüchtlinge nachdrücklich zur Rückkehr auf. Die

monatelang systematisch durchgeführte Repatriierung, ebenfalls ein Teil der staatlichen Flüchtlingsfürsorge, nahm damit ihren Anfang. Menschen, die innerhalb von drei Wochen nach der Freigabe ihres Heimatorts in diesen zurückkehrten, erhielten die bisherige staatliche Unterstützung für vier weitere Wochen. Wer diese Frist nicht einhielt, verlor nicht nur diese Fortzahlung, sondern auch die Rückreisebegünstigungen und die Unterstützung am bisherigen Aufenthaltsort.

Am 1. Oktober 1915 hielten sich in Niederösterreich-Land nur noch 4.404 jüdische Kriegsflüchtlinge auf, davon 3.149 in Bruck und die übrigen 1.255 in den Unterbringungsgemeinden. Auch sie wurden in den nächsten Wochen repatriert, teils gegen ihren Willen. Im Brucker Lager fanden nun Flüchtlinge von der neuen Front gegen Italien am Isonzo Unterkunft, die Synagoge wurde dementsprechend in eine katholische Kirche umgewandelt.

Die zweite Welle und die Verhältnisse bis Kriegsende

Im Sommer 1916 unternahm die russische Armee eine Offensive, die zur neuerlichen Eroberung Ostgaliziens und der Bukowina führte. Die russischen Erfolge lösten wiederum eine Flüchtlingswelle aus, darunter geschätzte 200.000 Juden und Jüdinnen, von denen 40.000 im Kronland Niederösterreich untergebracht wurden, der Großteil davon in Wien, die übrigen wie bisher in den Unterbringungsgemeinden. Die Dimensionen der Flucht von 1914 wurden allerdings nicht erreicht und die Unterbringungskapazitäten reichten diesmal aus.



Dies dürfte wohl auch der Grund dafür sein, dass die Errichtung eines neuen Lagers für jüdische Flüchtlinge nicht notwendig war, zudem liefen die Repatriierungen dort, wo es möglich war, weiter. So verließen allein von August bis Dezember 1916 monatlich 2.000 Flüchtlinge Wien in Richtung Galizien und der Bukowina.¹³ Die Offensive war die letzte große militärische Unternehmung des Zarenreiches. Nach der Revolution im Februar 1917 und dem kommunistischen Oktoberputsch desselben Jahres, der Kriegsniederlage des Landes und dem Frieden von Brest-Litowsk 1918 kehrten zehntausende Menschen in ihre vielfach schwer zerstörte Heimat zurück, darunter auch jene russisch-jüdischen Zivilisten, die in Markl im Bezirk Waidhofen an der Thaya interniert gewesen waren. Sie hatten dort ihren eigenen Lagerbereich, verfügten über eine koschere Küche und einen eigenen kleinen Betraum.

Am 1. September 1918 hielten sich in Niederösterreich-Land nur noch 121 mittellose jüdische Flüchtlinge auf, ihre Zahl in Wien war mit 17.275 wesentlich höher. Über die Abschiebung dieser Menschen sollte sich in der Atmosphäre antisemitischer Hysterie der ersten Jahre der neuen Republik eine hässliche Debatte entzünden.

Anmerkungen

- 1 St. Pöltner Zeitung, Nr. 38 vom 1. Oktober 1914.
- 2 Niederösterreichisches Landesarchiv, NöReg, Präs-Akten P, Zl. 384/1914.
- 3 Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift, Nr. 4 vom 22. 1. 1915. Alle Jahrgänge online: <http://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/cm/periodical/titleinfo/3020846> (18. 4. 2016).

- 4 K.k. Ministerium des Inneren (Hg.), Staatliche Flüchtlingsfürsorge im Kriege 1914/15. Wien 1915, S. 10.
- 5 Zit. nach Beatrix Hoffmann-Holter, „Abreisendmachung“. Jüdische Kriegsflüchtlinge in Wien 1914 bis 1923. Wien 1995, S. 97.
- 6 Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift, Nr. 1 vom 1. 1. 1915. Die Namen der Spender sind in dem Bericht genannt.
- 7 Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift, Nr. 35 vom 27. 8. 1915.
- 8 Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift, Nr. 6 vom 5. 2. 1915; Die Wahrheit, Nr. 6 vom 5. 2. 1915.
- 9 Niederösterreichischer Grenzbote, Nr. 37 vom 12. 9. 1915. Online: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=non&datum=19150912&zoom=33> (18. 4. 2016).
- 10 Dr. Blochs Österreichische Wochenschrift, Nr. 28 vom 9. 7. 1915. Die Festpredigt, die Rabbiner Aron Lewin hielt, wurde als Broschüre gedruckt, in Kommission bei der Wiener Buchhandlung Schlesinger (Wien 1, Seitenstettengasse 5) verlegt und anschließend zu „Hilfszwecken für jüdische Flüchtlinge in den k. k. Barackenlagern“ verkauft. Vgl. Aron Lewin, Festpredigt anlässlich der Einweihung der Synagoge im k. k. Barackenlager für jüdische Kriegsflüchtlinge aus Galizien und der Bukowina in Bruck a. d. Leitha. Wien 1915.
- 11 Niederösterreichischer Grenzbote, Nr. 37 vom 12. 9. 1915 (Online: siehe Anm. 9).
- 12 Leopold Moses, Spaziergänge. Studien und Skizzen zur Geschichte der Juden in Österreich. Hg. von Patricia Steines. Wien 1994, S. 173–174.
- 13 Für Niederösterreich-Land liegen derzeit noch keine verlässlichen Zahlen vor.

Quellen und Literatur

- Pierre Genée, Synagogen in Österreich. Wien 1992.
- Matthias Lackenberger, Die Geschichte der Israelitischen Kultusgemeinde St. Pölten von 1867–1918. Unveröff. phil. Dipl.arb., Wien 1998.
- Elisabeth Loinig, Lager in Niederösterreich. Kriegsgefangene, Internierte, Flüchtlinge. In: Achim Doppler, Stefan Eminger, Elisabeth Loinig (Hg.), Fern der Front. Mitten im Krieg. Niederösterreich 1914–1918. St. Pölten 2014.
- Walter Mentzel, Kriegsflüchtlinge in Cisleithanien im Ersten Weltkrieg. Unveröff. phil. Diss., Wien 1997.
- Reinhard Mundschtütz, Internierung im Waldviertel. Die Internierungslager und -stationen der BH Waidhofen an der Thaya 1914–1918. Unveröff. phil. Diss., Wien 2002.
- Friedrich Petznek, Das kaiserlich-königliche Flüchtlingslager in Bruck an der Leitha 1914–1918. Bruck/Leitha 1995.

Möbel aus Freud's Dining Room, London:

Birgit Johler



Möbel aus Freud's Dining Room, Freud Museum London
© Alexander Kubik 2014

In London, 20 Maresfield Gardens, dem Wohnhaus der Familie Freud ab September 1938 und dem heutigen Freud Museum, begegnen Besucherinnen und Besucher im Dining Room des geräumigen Hauses fünf Möbelstücken ländlich-alpiner Herkunft. Diese vormals als „Bauernmöbel“ bezeichneten Möbel erstaunen nicht wenig, werden doch mit Sigmund Freud und seiner Familie wie auch mit der Psychoanalyse weniger rustikales Interieur denn ein spezifisch städtisch-bürgerlicher Lebensstil verbunden. Die drei Kästen und zwei Truhen aus dem Dining Room wurden in Oberösterreich und Bayern im späten 18. und 19. Jahrhundert hergestellt, in Gegenden, in denen sich eine bedeutende Möbelmalereitradition herausgebildet hatte. Anna Freud, die jüngste Tochter Sigmund Freuds, hatte die Stücke um 1930 erworben. Insgesamt befinden sich heute neun

Möbelstücke dieser Art im Londoner Freud Museum. Sie sind mit Anna Freuds Leben und den Ereignissen von 1938 aufs Engste verbunden.¹

Ich hatte eine Zeitlang einen Plan, schrieb Anna Freud im Sommer 1927 an ihren geschätzten Wiener Kollegen, den Psychoanalytiker und Pädagogen August Aichhorn. *Ich wollte mir auf irgendeine Art ein Weekendhäuschen verschaffen und es mir ganz auf meine eigene Art einrichten. Aber jetzt glaube ich doch, schon das verträgt sich nicht mit dem Sonstigen*, fügte sie resignierend hinzu, *und es ist sehr schwer, zwei verschiedene Leben auf einmal zu leben.*²

Anna Freud war in den späten 1920er-Jahren eine beruflich wie privat vielbeschäftigte Frau: Ihrem berühmten Vater war sie treue Begleiterin und Betreuerin – Sigmund Freud litt seit Beginn der 1920er-

eine Beziehungsgeschichte



Jahre massiv unter seiner Krebserkrankung und den immer komplizierteren Kieferoperationen. Als Lehr- und Kontrollanalytikerin und als Schriftführerin der Ausbildungsstelle für lernende Analytiker und Analytikerinnen am Psychoanalytischen Ambulatorium im 9. Wiener Bezirk übernahm sie eine führende Rolle in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. Sie unterrichtete, hielt Vorträge im In- und Ausland, arbeitete als Analytikerin in eigener Praxis und publizierte 1927 ihr erstes großes und für die Theorie und Praxis der Psychoanalyse wegweisendes Buch, die „Einführung in die Technik der Kinderanalyse“ im Internationalen Psychoanalytischen Verlag. Im selben Jahr wurde sie zudem Generalsekretärin der 1910 gegründeten Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung.

Ein Haus auf dem Land

Vermutlich war es ihre Lebens- und Arbeitsgefährtin Dorothy Tiffany Burlingham, die Tochter des New Yorker Malers und Glaskünstlers Louis Comfort Tiffany, die ihr schließlich die Möglichkeit zu einem eigenen Haus auf dem Land eröffnete. Dorothy Burlingham war 1925 nach Wien gekommen, um ihren ältesten Sohn in Wien psychoanalytisch behandeln zu lassen. Anna Freud nahm ihn in Therapie und schon bald entwickelte sich zwischen den beiden Frauen eine intensive Freundschaft. Dorothy Burlingham übersiedelte mit ihren vier Kindern vollständig nach Wien und bezog 1926 eine Wohnung in der Berggasse 19, zwei Stockwerke über der Familie Freud. Für die vermögende und an Komfort gewohnte Amerikanerin waren die Wiener



*Freud's Dining Room, aufgenommen nach Anna Freuds Tod am 9. Oktober 1982
© Freud Museum London*



Wohnungen ungemütlich und unmodern. Bevor sie die neue Wohnung bezog, ließ sie sie von den beiden Wiener Architekten der Moderne, Felix Augenfeld und Karl Hofmann, nach ihren Bedürfnissen umbauen: Ein offener Kamin im Wohnzimmer und ein neues, modernes Badezimmer waren Wohnelemente, die sie in Wien nicht missen wollte.³

1930 mietete Dorothy Burlingham ein kleines Haus in Neuhaus im Wienerwald (heute Gemeinde Weissenbach an der Triesting), das jedoch schon bald gegen ein anderes Anwesen getauscht wurde: Im Oktober 1931 erwarben sie und Anna Freud gemeinsam ein Wohnhaus mit Wirtschaftsgebäude, einem Obstgarten, Wiesen und Acker in Hochrotherd bei Breitenfurt in Niederösterreich, rund 40 km von Wien. Rasch wurden Pläne für einen Umbau bei der zuständigen Behörde einge-

reicht. Ernst Ludwig Freud, Annas Bruder und Architekt, unterstützte seine Schwester bei diesem Bauvorhaben, und das den beiden Frauen bereits vertraute Architektenduo Augenfeld und Hofmann führte die Umbau- und Erneuerungsarbeiten nach den Wünschen der Auftraggeberinnen durch. So wurde etwa der Brunnen im Hof mit einer automatischen Pumpenanlage für das Badezimmer ausgestattet, Küche und WC erhielten eine moderne „Niederdruckspülung“.⁴

Mit Hochrotherd erfüllte sich Anna Freud einen lang gehegten Traum. Schon als junges Mädchen beschäftigte sie die Vorstellung von einem eigenen Haus auf dem Land, davon zeugt ein berührendes Dokument, das sich heute in der Library of Congress in Washington befindet: ein „Kontrakt“, geschlossen zwischen Oliver Freud, Anna Freuds vier Jahre älterem Bruder, in diesem

Schriftstück als *Baumeister, Architekt und Zimmermann aus Wien* angeführt, und Anna Freud, *Private aus Wien*, ausgestellt im August 1908 in Berchtesgaden. Der Kontrakt verpflichtete den „Baumeister“ ein *zweistöckiges Landhaus zu erbauen und der genannten Anna Freud auszuliefern*, während die 13jährige „Private“ sich einverstanden erklärte, bei rechtzeitiger Fertigstellung *zwei Mark* dem genannten „Baumeister“ zu bezahlen. Der Kontrakt wurde schon zwei Wochen später, am 30. August, *zu beiderseitiger Zufriedenheit* erfüllt.⁵

Der Erwerb des Anwesens in Hochrotherd durch Anna Freud und Dorothy Burlingham fällt in die Zeit der in Großstädten wie Wien, Berlin oder Hamburg entstandenen so genannten „Weekend-Bewegung“. Um dem großstädtischen Alltag und Häusermeer zu entgehen, suchten wohlhabendere und naturorientierte Städterinnen und Städter Erholung in privaten Häusern oder Siedlungen am Stadtrand und betätigten sich hier in ihrer Freizeit oft mit landwirtschaftlicher oder gärtnerischer Arbeit. „Natur“ wurde dabei für viele zum konstituierenden Element eines Freizeiterlebnisses und „ländlich-bäuerlicher Flair“ Teil eines neuen Freizeitwohnerlebnisses.⁶ Ländlicher Lebensstil erfuhr so nicht nur Aufmerksamkeit, sondern auch eine Form der Aufwertung durch die Übernahme spezifischer Elemente, etwa das Tragen von Tracht, durch Städter und Städterinnen. Städtischer und ländlicher Lebensstil trafen aufeinander und beeinflussten sich gegenseitig.

Auch Anna Freuds Vorliebe für „Bauernmöbel“, wie ländliches Mobiliar selbst von Fachleuten zu jener Zeit genannt wurde, war nichts Außergewöhnliches, im Gegenteil: Sie entspricht einem allgemeinen Interesse intellektueller oder bürgerlich-künstlerischer, aber auch adeliger Kreise an der sogenannten Volkskunst, die um die Wende zum 20. Jahrhundert wahrgenommen bzw. „entdeckt“ wurde – dies zu einem Zeitpunkt, als diese Möbel in ländlichen Gegenden – auch aufgrund einer sich entwickelnden Möbelindustrie – bereits aus der Mode gekommen waren. Anna Freuds Fotoalbum mit den Außen- und Innenaufnahmen des Anwesens in Hochrotherd – ein Geschenk an ihren Vater zum Jahreswechsel 1931/32 – zeigen eine für dieses stadtnahe „Freizeitwohnen“ typische Einrichtung, die mit den Attributen „einfach“, „ländlich“, „traditionell“ versehen werden kann. Simple bzw. rustikale Möbel und einfache Gebrauchskeramik sollten ein spezifisches Wohnenerlebnis ermöglichen, das als Differenz zur Stadt, zum alltäglichen (bürgerlichen) Wohnumfeld, zu den Gewohnheiten und Konventionen eines urbanen Lebens bewusst gewählt wurde.⁷

In Hochrotherd verbrachten Anna Freud und Dorothy Burlingham viele Tage und Wochenenden, arbeiteten im eigenen Garten oder in der (von einer befreundeten Familie betreuten) kleinen Landwirtschaft, unternahmen Ausflüge, zu Fuß, zu Pferd oder auch mit dem Auto von Dorothy Burlingham oder veranstalteten Picknicks für Freunde und Bekannte aus der Stadt.

Die Bedeutung von Dingen

Der „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im Jahr 1938 bedeutete für die jüdische Bevölkerung drastische Entrechtungs-, Beraubungs- und Verfolgungsmaßnahmen. Nachdem die Wohnung der Familie Freud im März 1938 zweimal von SS-Männern heimgesucht und Anna Freud in der Gestapoleitstelle am Wiener Morzinplatz verhört worden war, entschloss sich Sigmund Freud, mit seiner Familie das Land zu verlassen. Anna Freud war in weiterer Folge im Vorfeld der Ausreise der Familie aus Österreich wie auch im Kontext der „Liquidierung“ der Institutionen der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung mit den Bürokratien, Tücken

**STARKE
STIMME**
DER NÖ WIRTSCHAFT!

<http://wko.at/noe>

Wir packen's an!
WKO NÖ
WIRTSCHAFTSKAMMER NIEDERÖSTERREICH



Innenaufnahmen des Anwesens
in Hochrotherd aus dem Fotoal-
bum für Sigmund Freud, 1931
© Freud Museum London

und Schikanen der Nationalsozialisten über die Maßen beschäftigt. In dieser für sie sehr schwierigen Situation war es ihre Freundin Dorothy Burlingham, die veranlasste, die Möbel in Hochrotherd einzupacken. Als US-Amerikanerin unterlag sie (vorerst) nicht den rigiden Ausfuhrbestimmungen der Nationalsozialisten; ihr war es daher möglich, Gegenstände und Mobiliar aus Österreich auszuführen. Dass die Möbel einmal für sie und Anna Freud eine wertvolle Erinnerung an ihre Zeit in Hochrotherd sein könnten, verdeutlichen folgende Briefzeilen, die Dorothy Burlingham im April 1938, bereits im schweizerischen Lugano, an ihre US-amerikanische Freundin Edith Jackson richtete: *It would be impossible to give you a picture of the last weeks. [...] Anna was seeing person after person and each person brought his own Lets (?) and experiences. [...] The children were busy and the last days culminated (?) the packers bolts in the Berggasse and in Hochrotherd. [...] I packed with my things that furniture from Hochrotherd thinking it would be nice for Anna and I if we had the(m).*⁸

Die Möbel wurden, wie wir heute wissen, zuerst in die USA verschickt und gelangten 1946 oder 1947 nach Großbritannien. Den zwangsweisen „Verkauf“ respektive die „Arisierung“ von Hochrotherd im Frühsommer 1938 hatte Anna Freud in Abwesenheit ihrer Freundin zu organisieren. Die Unterzeichnung des Kaufvertrages mit dem Ehepaar Otto Carl und Lotte Sweceny, geb. Stein, hatte sie am 3. Juni 1938 zu bewerkstelligen.⁹ Einen Tag später, am 4. Juni, konnten die Freuds vom Wiener Westbahnhof aus Österreich verlassen. Sowohl die Wohnung der Familie Freud im Mezzanin des Hauses Berggasse 19 auf Tür Nr. 5 als auch Freuds Praxis auf Tür Nr. 6 wurden von April 1939 bis zum Dezember 1941 zu Sammelwohnungen für insgesamt 31 Jüdinnen und Juden, die zuvor gezwungen worden waren, ihre eigene Wohnung zu verlassen, und die dann im Zuge der umfangreichen Deportationen aus Wien in Konzentrations- und Vernichtungslager verschickt wurden.¹⁰

Sigmund, Martha und Anna Freud sowie ihre Begleiterinnen – die Ärztin Josefina Stroß und die Haushälterin Paula Fichtl – erreichten am 6. Juni 1938 Großbritannien und konnten nach einer temporären Unterkunft wenige Wochen später, im September 1938, das Wohnhaus in 20 Maresfield Gardens im Stadtteil Hampstead beziehen. Über den Verlust des geliebten Anwesens in Hochrotherd kam Anna Freud nur schwer hinweg. So schrieb sie am 22. September 1946 aus London an ihren früheren Arbeitskollegen August Aichhorn nach Wien: *Ich habe endlich die britische Staatsbürgerschaft bekommen. Und Mrs. Burlingham und ich haben*



Anna Freud im Juli 1971 © ÖNB

uns ein kleines Haus am Meer, an der Ostküste von England gekauft, eine Art Ersatz für das verlorene Hochrotherd, das wir sehr schwer verschmerzen. Vorläufig ist es ein ganz leeres Häuschen, aber im Laufe der nächsten Monate hoffen wir es mit den bunten Bauernmöbeln aus Hochrotherd einzurichten.¹¹

Die Bedeutung von Dingen bzw. die subjektive Beziehung zu Objekten verändert sich, ebenso wie auch Erinnerungen, Lebenswelten und Lebensspraxen Veränderungen unterworfen sind. Das Landhaus in Walberswick am Meer, rund drei Autostunden von London entfernt, wurde für Anna Freud und Dorothy Burlingham zum neuen, vielgenutzten Rückzugs- und Erholungsort.

Gegen Ende ihres Lebens, vielleicht nach Dorothy Burlinghams Tod im Jahr 1979 oder auch im Zuge ihrer mehrmaligen Besuche in Österreich in den 1970er Jahren, ließ Anna Freud die Möbel aus Hochrotherd von Walberswick in ihr alltägliches, städtisches Wohnumfeld bringen.

Die beiden Aufnahmen des Dining Room entstanden kurz nach Anna Freuds Tod im Jahr 1982. Sie sind Schlüsseldokumente für das Verständnis der Möbel bzw. für ihre Bedeutung für Anna Freud, besonders in ihrer

späteren Lebensphase. Hier, im Dining Room, erhielten sie für ihre Besitzerin **noch einmal** eine neue Gegenwart und Wertigkeit und erzeugten eine Atmosphäre der Erinnerung und Bedeutsamkeit. An diesem neuen Aufstellungsort begegnete Anna Freud den Kästen und Truhen tagtäglich, sie beeinflussten ihr Denken und Handeln auf eine veränderte Art und Weise. Der Dining Room war zudem ein öffentlicher Raum – hier wurden Gäste empfangen, hier wurde gegessen und getrunken. Allein die intensive Präsenz der bemalten historischen Möbel, die sichtbar einem bestimmten kulturellen System zuzuordnen sind, mag in der Großstadt London Ausgangspunkt zahlreicher Gespräche unbekanntem Inhalts gewesen sein.

Die Truhen und Kästen standen einst in einer Umgebung, in der Anna Freud glückliche und intensive Stunden verbrachte – auch in ihrer Rückerinnerung. Im Moment der Flucht wurden diese Möbel zu „Dingen der Emigration“ (Joachim Schlör): Im Exil, im neuen Leben, repräsentierten sie nun primär eine unterbrochene Vergangenheit. Sie wurden zu Trägern konkreter Erinnerungen an ein einstmals geliebtes, jedoch durch histo-

www.spknoe.at

SPARKASSE
NIEDERÖSTERREICH
MITTE WEST AKTIENGESELLSCHAFT
Was zählt, sind die Menschen.



**WAS ZÄHLT, IST EIN
VERLÄSSLICHER PARTNER.**



Partnerschaft und Erfolg

Unser Hauptaugenmerk liegt auf einer hohen Kundenzufriedenheit. Kurze Entscheidungswege einer unabhängigen Regionalbank sind dafür Voraussetzung. Unsere Erfahrung hilft uns dabei. Überzeugen Sie sich davon.

Herzlich willkommen!



Das ehemalige Haus der Familie Freud in London, Maresfield Gardens, heute das Sigmund Freud Museum London © Rup11/Wikipedia (<https://commons.wikimedia.org>)

rische Ereignisse zerstörtes und verlorenes Leben und waren durch ihre „Objektbiografie“ eng mit einer individuellen und schmerzhaften Verlusterfahrung verbunden. Für ihre Eigentümerin besaßen die Verwahrmöbel nun wohl weniger praktischen Wert, vielmehr wurden sie zu symbolischen Objekten, an die ihre Eigentümerin unterschiedlich gelagerte Erinnerungen und Gefühle knüpfte.

Anmerkungen

- 1 „Freud's Dining Room. Möbel bewegen Erinnerung“ heißt eine Ausstellung, die sich mit der Geschichte und der Bedeutung dieser Möbel für Anna Freud im Volkskundemuseum Wien (2. 10. 2015–3. 7. 2016) beschäftigt. Siehe dazu auch Birgit Johler, *Freud's Dining Room. Möbel bewegen Erinnerung / Furniture moves memory*. (Kataloge des Österreichischen Volkskundemuseums Wien 101) Wien 2015.
- 2 Anna Freud an August Aichhorn, 22. Juli 1946. In: Thomas Aichhorn (Hg.), *Anna Freud / August Aichhorn. „Die Psychoanalyse kann nur dort gedeihen, wo Freiheit des Gedankens herrscht.“ Briefwechsel 1921–1949*. Frankfurt/Main 2012, S. 69.
- 3 Thomas Hübel, Birgit Johler, Lydia Marinelli, *Freuds verschwundene Nachbarn*. Katalog. In: Lydia Marinelli (Hg.), *Freuds verschwundene Nachbarn*. Wien 2004, S. 62.
- 4 *Unterlagen zum Umbau des Anwesens von Anna Freud und Dorothy Burlingham*. Marktgemeinde Breitenfurt, Bauamt, bzw. ÖStA, AdR, 06, BMFF/VVST, FLD 17076/Anna Freud sowie FLD 10797/Dorothy Burlingham.
- 5 „Kontrakt“ zwischen Anna Freud und Oliver Freud, datiert 17. August 1908, Berchtesgaden. Anna Freud Papers, Box 159, *Mappe Freud Familie: Poems, Drawings etc. 1908–1937*, n.d. Manuscript Division, Library of Congress, Washington D.C. Herzlichen Dank an Daniela Finzi, Sigmund Freud Museum Wien, für die Übermittlung dieses Dokuments.
- 6 Dieser Aspekt gilt schon für die vor dem Ersten Weltkrieg entstandene Siedlerbewegung. Horst Brockhoff, *Hütten in der Heide. Anfänge des Freizeitwohnens am Rande der Großstadt Hamburg*. In: G. Ulrich Großmann u.a. (Hg.), *Ländliches und kleinstädtisches Bauen und Wohnen im 20. Jahrhundert. Bericht über die Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung in Verbindung mit dem Freilichtmuseum des Landkreises Harburg*, 19.–23. 6. 1995 (*Jahrbuch für Hausforschung*, 46). Marburg, 1999, S. 213–249, hier S. 217ff.
- 7 *Ebd.*, S. 226.
- 8 Abschrift des Briefes von Dorothy Burlingham an Edith Jackson, 9. April 1938 (Schlesinger Library, Cambridge, Mass.). Wiener Psychoanalytische Vereinigung, Archiv, Vorlass Eva Laible.
- 9 In den Jahren nach 1945 versuchte Anna Freud den erzwungenen Verkauf rückgängig zu machen. Die neuen Eigentümer waren hierzu nicht bereit, schließlich erklärte sich Anna Freud mit der Rückübertragung von zwei Wiesengrundstücken und der Bezahlung einer Geldsumme einverstanden. Das Grundstück mit dem Haus und dem Wirtschaftsgebäude blieb im Eigentum der „Ariseure“. Vgl. Johler, *Freud's Dining Room* (wie Anm. 1), S. 19.
- 10 Hübel, Johler, Marinelli, *Freuds verschwundene Nachbarn* (wie Anm. 3), S. 45ff.
- 11 Anna Freud an August Aichhorn, 22. 9. 1946. In: Aichhorn (Hg.), *Anna Freud / August Aichhorn* (wie Anm. 2), S. 209.

OÖ LANDESAUSSTELLUNG 2016

MENSCH & PFERD

KULT UND LEIDENSCHAFT

28. April bis 6. November 2016

Stadl-Paura // Lambach



www.landesausstellung.at



FÜR DIE VIELEN
SEITEN IN MIR.



OÖ Familienkarte
www.familienkarte.at



facebook.com/landesausstellung

„Das ewige Übersiedeln“.

Die Wiener



In einer Sammelwohnung am Nestroyplatz 1, 1940/42. In der Mitte Sabine, Harry und Wilhelm Merl, links bzw. rechts außen das Ehepaar Marie und Karl Kandl. Außerdem wohnten in dieser Wohnung Selde, Rosa und Markus Safir sowie Adolf und Hilda Glücksmann. © Harry Merl

Bis zum 13. März 1938 lebten rund 8.000 Menschen in Niederösterreich, die nach den „Nürnberger Gesetzen“ als jüdisch galten. Die Israelitische Kultusgemeinde (IKG) St. Pölten, die auch die Bezirke Neulengbach und Purkersdorf einschloss, umfasste „1283 Seelen“. Diese Zahl wird zumindest in einer Meldung der IKG Wien an die Gestapo sowie die „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ im Mai 1940 genannt und weiter ausgeführt: *Gegenwärtig wohnt noch 1 Jude dort.*¹ In einer zu Propagandazwecken für Adolf Eichmann hergestellten Wandschautafel mit dem Titel „Die jüdische Wanderung aus der Ostmark“ unter der Rubrik „Judenanzahl in der Provinz“ wird die Anzahl der noch in St. Pölten lebenden Jüdinnen und Juden im Juni 1939, etwas mehr als ein Jahr nach dem „Anschluss“, mit 79 angegeben.²

Wie aus den Aktennotizen des Amtsdirektors der IKG Wien, Dr. Josef Löwenherz, hervorgeht, erteilte Alois Brunner, der nach dem Weggang Eichmanns de facto die Leitung der „Zentralstelle“ übernommen hatte, am 21. März 1940 fernmündlich die endgültige Weisung, *dass die in St. Pölten wohnenden Juden bis zum 1. April ds. J. nach Wien zu übersiedeln haben.* Löwenherz konnte in einer Rücksprache lediglich eine 14-tägige Fristverlängerung erwirken und Amtsvorstand Emil Engel, das Provinzreferat, das Wohnungsamt sowie die Fürsorgezentrale der IKG davon informieren.

Anscheinend lief die Vertreibungsmaschinerie jedoch nicht so reibungslos, wie die Nationalsozialisten propagandistisch stets gerne behaupteten.³ Einen Monat nach Ablauf der Frist berichtete Dr. Benjamin

Sammelwohnungen 1939–1942

Philipp Mettauer

„Israel“ Marmelstein, Leiter der Auswanderungsstelle der IKG, in einem Aktenvermerk über eine Unterredung mit „Herrn SS-Untersturmführer Brunner“ in der „Zentralstelle“: *Über die Umsiedlung aus St. Pölten ist bis zum 10. 5. Bericht zu erstatten, wobei alle jene Personen, die aus irgendwelchen Gründen, bezw. mit Zustimmung behördlicher Stellen länger in St. Pölten verbleiben, namentlich mit Angabe der Gründe [...] anzuführen seien. Die Umsiedlungsaktion der Juden aus den einzelnen Gauen der Ostmark nach Wien wird in der Weise fortgesetzt, dass die in Amstetten und Umgebung, Krems und Umgebung, Tulln und Umgebung, in Wr. Neustadt sowie in der Umgebung von St. Pölten wohnhaften Juden nach Wien zu übersiedeln haben, worüber bis zum 27. 5. d. J. Bericht zu erstatten ist. Die in geschlossenen Anstalten befindlichen Juden sind von dieser Weisung nicht betroffen.*⁴

Zum gleichen Zeitpunkt, im Mai 1940, „arisierte“ die Stadt St. Pölten die Synagoge, die zuvor unter anderem noch als „Notstandsunterkunft“ gedient hatte,⁵ das Wohn- und Schulhaus an der Promenade sowie den jüdischen Friedhof. Im darauffolgenden Monat wurden die IKG St. Pölten sowie die weiteren 14 niederösterreichischen Kultusgemeinden und etwa 70 jüdische Vereine, sofern sie noch existierten, aufgelöst. Im Oktober 1941 erklärte Oberbürgermeister Emmo Langer in einer Sitzung des Stadtrates St. Pölten endgültig für „judenfrei“. In der Stadt überlebten drei Personen im Versteck und sieben in geschützter „Mischehe“ die NS-Zeit.

„In Wien zusammengezogen“

In Wien wurde die jüdische Bevölkerung vor allem im zweiten und neunten, aber auch im ersten, dritten und zwanzigsten Wiener Gemeindebezirk, hauptsächlich entlang des Donaukanals, zusammengefasst. In man-

chen Vierteln machte der Anteil der jüdischen an der gesamten Wohnbevölkerung bis zu einem Drittel aus, Sammelwohnungen existierten jedoch fast im gesamten Stadtgebiet verstreut. Obwohl die nationalsozialistischen Behörden in deutschen Städten bewusst keine verwaltungsmäßig definierten Ghettos einrichteten, fand durch die Konzentration der jüdischen Bevölkerung in bestimmten Wohngebieten dennoch eine Art „Ghettoisierung“ statt, wie der Holocaustforscher Raul Hilberg in diesem Zusammenhang feststellt.⁶ Denn zumindest einige Maßnahmen, wie die zunehmende Isolierung und Unterbindung sozialer Kontakte zwischen Juden und Nicht-Juden sowie die drastische Beschränkungen des Wohnraums, spiegelten Merkmale eines Ghettos wider. Die Phase der „Wohnungsumsiedlungen“ blieb nur eine Zwischenstation auf dem Weg zur endgültigen Deportation in die Vernichtungslager. Die behördliche Kontrolle, Konzentration und Segregation ermöglichte diese erst.

Ausgehend von der Studie des Historikers Gerhard Botz sprechen auch die Autoren und Autorinnen der Bände der Historikerkommission von „Quasi-Ghettos“, „ghettoähnlichen Unterbringungen“ und „kleinen Ghettos“. In einem Schreiben vom 5. Oktober 1939 an den Gauorganisationsleiter Raimund Gruß beschwerte sich Kreisleiter Hans Berner, dem unter anderem die Ortsgruppen Alserbach, Rossauerlände, Spittelau und Stubenviertel unterstanden, über eine „Judeninvasion“ im Kreis I, die rasch zu einer unhaltbaren Lage führen werde. Des Weiteren führte er aus, *dass wohl offiziell erklärt wird, dass eine Ghattobildung nicht stattfinden darf, dass in Wirklichkeit im Herzen der Stadt, im Brennpunkt des Wirtschaftslebens und in unmittelbarer Nähe der Zentraldienststellen der Partei, des Staates, der Gemeinde, [...] bereits ein Ghetto besteht.* Die einzige Möglichkeit



Aus dem Konvolut „Judenumsiedlungen“ in Wien im Zeitraum von November 1940 bis Februar 1941 © Archiv IKG Wien

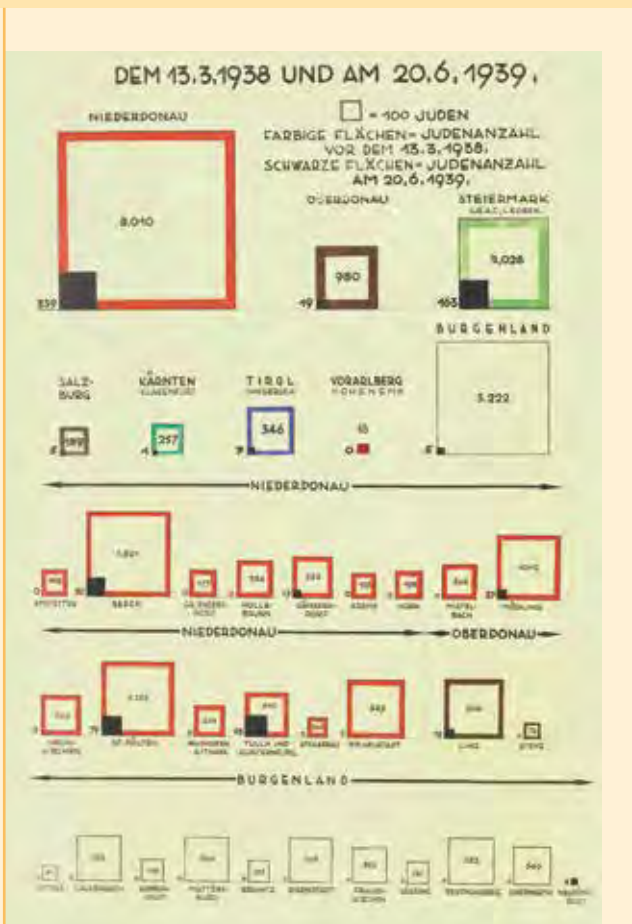
Unten: Wandschautafel „Judenanzahl in der Provinz“ © ÖNB

einer Besserung sehe er darin, dass man sich endlich entschließt, das Problem von Grund auf zu lösen und die Juden aus Wien und vor allem aus dem Zentrum Wiens zu entfernen. Dies ließe sich durchaus in humaner Form im Wege einer friedlichen Umsiedlung bewerkstelligen. Neuland hierfür ist ja durch den polnischen Zuwachs, wo sich bereits ausgesprochene Judenkolonien befinden, vorhanden. Aus Gründen der Reichssicherheit könne diese Ortsverlagerung der Judenschaft ohne weiteres zugemutet werden.⁷ Die ersten Transporte aus Wien Richtung Nisko am San gingen knapp zwei Wochen nach Hans Berners Brief am 20. und 26. Oktober 1939 ab.

Der Begriff „Sammelwohnung“ findet in der Forschungsliteratur lediglich in kurzen Fallbeispielen Erwähnung, nur wenige Einzeluntersuchungen widmen sich der Thematik. Die wohl berühmteste Sammelwohnung befand sich in der Privatwohnung des zuvor bereits emigrierten Sigmund Freud in der Berggasse 19. In der 2007 durch ein Nachbarschaftsprojekt gut erforschten Servitengasse im neunten Bezirk befanden sich ebenfalls zahlreiche Sammelwohnungen. Auch die kürzlich erschienene „Topographie der Shoah“ widmet dem Themenfeld ein Kapitel.

Aus eigenen früheren Forschungsprojekten am Institut für jüdische Geschichte Österreichs sind einige relevante Aussagen zu Delogierungen bekannt. Beispielsweise wird aus der Korrespondenz der nach Argentinien geflohenen Familie Leist mit ihren in Wien zurückgebliebenen Angehörigen die immer größer werdende Not durch den knapper werdenden Wohnraum deutlich sichtbar. Nach dem „ewigen Übersiedeln“, wie es der nach London emigrierte Sohn formulierte, mussten sich die Mutter und ihre drei älteren Geschwister die letzte der Familie noch verbliebene Wohnung teilen. *Hoffentlich habt ihr genug Kohle zum Heizen. Wir sind froh, dass ihr wenigstens noch in Eurer Wohnung bleiben dürft*, schreibt die Tochter am 12. November 1941 von Buenos Aires nach Wien. *Halte Dich nur gesund, leider steht Euch noch ein schwieriger Winter bevor, hoffentlich habt ihr genug Warmes zum Essen und auch zum Anziehen.*

Die „Verschickungen nach Polen“ waren bekannt, die Versuche, die Familienmitglieder noch vom Aus-



land aus zu retten, wurden immer verzweifelter, bis die Deportationen schließlich zur bitteren Gewissheit wurden. Maria Kastanek de Katz, die mit ihrem Mann rechtzeitig nach Argentinien fliehen konnte, erzählt im lebensgeschichtlichen Interview vom Schicksal ihrer Schwiegereltern: *Sie sind doch verschickt worden ohne Papiere, ohne allem. Im 42er Jahr sind sie deportiert worden. [...] Man hat ihnen die Wohnung weggenommen und hat sie in eine Kellerwohnung gegeben und da haben sie noch geschrieben, sie haben die Fenster unterm Trottoire. Es war schrecklich.*

Die Delogierung unter Todesängsten aus der vertrauten sicheren Umgebung, der eigenen Wohnung, bezeichnet Jorge Hacker, der als Siebenjähriger mit seinen Eltern die „Ostmark“ verlassen musste, im Interview als „erste Auswanderung“: *Wie sie uns rausgeworfen haben aus der Werdertorgasse, sind wir umgezogen in eine kleinere Wohnung auf dem Hermann-Göring-Platz. [...] Und wir mussten in drei, vier Tagen räumen und ausziehen, das war sehr schmerzhaft. [...] Ich glaub', das macht uns irgendwie zu Überlebenden, in diesen vier Monaten, von März bis August, in denen unser Leben wirklich unsicher war, ob es weiter geht oder nicht.*

Eva Abelis, die mit ihrer Familie noch in ihrer Wohnung bleiben konnte, schilderte die Situation aus einer anderen Perspektive, die das Spannungsfeld zwischen behördlichen Anordnungen und solidarischem Handeln unter den Verfolgten aufzeigt:

Sie haben die Juden in Wien ja zusammengezogen. Eines Abends läutet es, draußen steht ein Herr, mit seiner Frau und zwei halbwüchsigen Töchtern, so 23 und 25 Jahre alt. Wir haben die nie im Leben gesehen. Sie haben aber meinen Vater gekannt, weil sie in Linz ein Textilgeschäft gehabt haben und sie waren kleine Kunden. Also, der Herr, Kretz mit Namen, hat meinem Vater einen Zettel unter die Nase gehalten und hat gesagt: „Herr Ingenieur, zu uns ist die Gestapo in Linz in die Wohnung gekommen, wir mussten in 20 Minuten alles zusammenpacken und dann hat man uns diesen Zettel in die Hand gedrückt, und man hat mir diese Ihre Adresse gegeben, ich muss mich hier bei Ihnen als Untermieter anmelden. Wir haben auch gar nicht wohin zu gehen im Moment.“ Mein Vater sagt: „Ist das nicht ein Irrtum? Ich hab' nämlich keinerlei Verständigung bekommen, gar nichts.“ Hat er gesagt: „Ich steh' mit meiner Familie auf der Straße und hab' nichts als diesen Zettel von der Gestapo.“ Hat mein Vater einen Moment nachgedacht und gesagt: „Hören Sie zu, Herr Kretz, in diesen Zeiten müssen wir Juden zusammen halten, kommen Sie herein.“

Gesetzliche Grundlagen

Das Gesetz über die „Anforderung von Wohnungen und Geschäftsräumen“, veröffentlicht am 22. November 1938, besagte, dass in Gemeinden, in denen Wohnungsnot herrsche, leerstehende Wohnungen, die *seit mehr als zwei Wochen nicht bewohnt und von Einrichtungsgegenständen entblößt sind*, beim Bürgermeister angezeigt, angefordert und neu vergeben werden können.⁸

Der Gesetzestext war zwar expressis verbis nicht anti-jüdisch formuliert; wird allerdings in Betracht gezogen, dass er nur wenige Tage nach dem Novemberpogrom kundgemacht wurde, im Zuge dessen tausende Wohnungen geplündert und ihre Bewohner in „Schutzhaft“ genommen und in Konzentrationslager eingewiesen wurden, kommt ihm eine besondere Bedeutung zu.

Prägnant zusammengefasst mit den Schlagworten „Judenaussiedlung statt sozialer Wohnbau“⁹ gingen aber gerade in Wien die nationalsozialistischen Bestrebungen sogar darüber hinaus, durch Vertreibung von Jüdinnen und Juden Wohnraum zu beschaffen. In diesem Sinne appellierte Josef Löwenherz – ungehört – in

„EIN ZUVERLÄSSIGER
PARTNER
IST OFT
NÄHER ALS
MAN DENKT.“

Serviceline 050 350 350

f/wienerstaedtsche

WIENER
STÄDTISCHE
VIENNA INSURANCE GROUP

Gesetzblatt für das Land Österreich

Jahrgang 1939

Ausgegeben am 15. Mai 1939

127. Stück

- 607.** Kundmachung: Bekanntmachung der Verordnung zur Einführung des Gesetzes über Mietverhältnisse mit Juden in der Ostmark.
608. Kundmachung: Bekanntmachung der Verordnung über die Beschränkung der Errichtung und Erweiterung von Unternehmungen oder Betrieben zur Herstellung von Gummihöhlen.
609. Kundmachung: Verlautbarung der Bekanntmachung gemäß Artikel 1, § 5, des Gesetzes gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteienformen und gemäß § 1 der vierten Verordnung zur Durchführung dieses Gesetzes.
610. Kundmachung: Bekanntmachung der Verordnung zur Einführung der Verordnung über den Pfändungsschutz für Urlaubslizenzen, Urlaubsmarken und Urlaubsgeld im Baugewerbe und in den Sammelgewerben in der Ostmark.

607. Kundmachung des Reichskommissars für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich, wodurch die Verordnung zur Einführung des Gesetzes über Mietverhältnisse mit Juden in der Ostmark vom 10. Mai 1939 bekanntgemacht wird.

Der Reichsminister der Justiz, der Reichsarbeitsminister und der Reichsminister des Innern haben auf Grund des § 14 des Gesetzes über Mietverhältnisse mit Juden vom 30. April 1939 (Reichs-

2. Zu § 2.

Bei der vorzeitigen Kündigung eines Mietverhältnisses gemäß § 2 des Gesetzes ist ohne Rücksicht auf die Dauer der gesetzlichen Kündigungsfrist eine Frist von drei Monaten einzuhalten. Die Kündigung muß spätestens am dritten Werktag eines Monats erfolgen und ist für den Schluß jedes Kalendermonats zulässig.

3. Zu § 3.

Bekanntmachung der Verordnung zur Einführung des Gesetzes über Mietverhältnisse mit Juden in der Ostmark vom 15. Mai 1939 © www.ns-quellen.at

Rechts: Fotos aus der erkennungsdienstlichen Kartei der Gestapo Wien: der Leiter der Abteilung für „Judenumsiedlung“ des Wohnungsamtes Theodor Augustin und sein Bücherrevisor Rudolf Lichy © WStLA, Gestapo, K1: Rudolf Lichy bzw. Theodor Augustin

einem Brief vom Februar 1939 an Bürgermeister Hermann Neubacher: *Mit Rücksicht auf die bisher ausgewanderten Juden, 71.000 an der Zahl, stehen gegenwärtig eine grössere Anzahl frei gewordener Wohnungen zur Verfügung, so dass die in Wien wohnenden Juden in ihren derzeitigen Wohnungen belassen werden könnten, ohne dadurch anderen Kreisen die entsprechenden Wohnungsmöglichkeiten zu nehmen.*¹⁰

Vor dem „Anschluss“ waren rund 63.000 Wohnungen in Wien von Jüdinnen und Juden bewohnt, 60.000 davon waren gemietet.¹¹ Die „Verordnung zur Einführung des Gesetzes über Mietverhältnisse mit Juden in der Ostmark“ vom 10. Mai 1939 hob den Kündigungsschutz für jüdische Mieterinnen und Mieter gegenüber „arischen“ Vermieterinnen und Vermietern auf. Ab diesem Zeitpunkt folgten die systematischen Delogierungen, das städtische Wohnungsamt verschickte 13.600 Aufforderungen, jüdischen Parteien zu kündigen. Zugleich wurden auf weiteres Verlangen der Behörde jüdische Wohnungseigentümerinnen und -eigentümer gesetzlich verpflichtet, die Delogierten und vollkommen Entrechteten als Untermieterinnen und -mieter aufzunehmen.

Doch schon zuvor, innerhalb von 14 Monaten seit dem „Anschluss“, waren in Österreich bereits rund 44.000 Wohnungen entweder aufgrund einer Kündigung oder durch „faktische Nichtbenutzung“ aufgrund der erzwungenen Emigration „wild arisiert“ worden.

Durch eine weitere Verordnung am 10. September 1940 verlor der Kündigungsschutz schlussendlich auch gegenüber jüdischen Unterkunftgebenden seine Gültigkeit.

Um Massenobdachlosigkeit zu verhindern, sah das Gesetz allerdings auch vor, dass *der Vermieter bei der Kündigung eines Wohnraums durch eine Bescheinigung der Gemeindebehörde nachweisen müsse, daß für die Zeit nach der Beendigung des Mietverhältnisses die anderweitige Unterbringung des Mieters sichergestellt*¹² sei. Zu diesem Zweck wurde bei der zuständigen Behörde des Reichsgaues Wien, der „Hauptabteilung Wohnungs- und Siedlungswesen“ des Wohnungsamtes, die Abteilung „Judenumsiedlung“ eingerichtet, die in Zusammenarbeit mit dem zwangsweise eingebundenen Wohnungsamt der IKG die Übersiedlung von Jüdinnen und Juden in Sammelwohnungen organisierte.

Die beteiligten Akteure

*Sie müssen sich ja auch vorstellen, dass die NSDAP im Großdeutschen Reich kein monolithischer Block war. Sondern da hat's, wie soll ich sagen, Diadochen gegeben, nicht wahr, jeder hat seine Gruppe gehabt. Die meisten dieser Fürsten, sozusagen dieser Renaissance-Fürsten, hat seine Gefolgsleute kräftigst beschützt und protegirt, hinauf befördert. Es war nicht so, dass Gott oben Adolf [sic!] saß und auf den Knopf gedrückt hat und alles hat funktioniert.*¹³ So beschreibt jemand die Rivalitäten und Machtkämpfe



innerhalb des NS-Regimes, der diese detailliert kennen musste, war er doch selbst daran beteiligt: SA-Obersturmbannführer Leopold Tavs, 1937 illegaler Gauleiter in Wien, ab 1938 „Beigeordneter“, d. h. Stadtrat der Hauptabteilungen Bau-, Wohnungs- und Siedlungswesen. Nach der Niederlage des Nationalsozialismus wurde er 1948 in einem Volksgerichtsverfahren wegen Hochverrats zu einer 15-jährigen Kerkerstrafe verurteilt, die er allerdings nicht komplett verbüßte. Tavs wurde für schuldig befunden, durch seine einflussreiche Stellung als Leiter des Reichs- und Gaupropagandaamtes die Machtergreifung der NSDAP gefördert zu haben. Die Anklage wegen unrechtmäßigen *Erwerbs von Fahrnissen aus jüdischem Besitz* wurde allerdings fallen gelassen, ebenso das Verfahren *wegen des Verdachts, als Leiter des Wohnungsamtes die städtischen Hausinspektoren zu politischen Denunziationen aufgefordert zu haben* eingestellt.¹⁴

Tavs war direkter Vorgesetzter von Theodor Augustin, dem Leiter der Abteilung beim Wohnungsamt, die für sämtliche Meldungen, Ansuchen und Anforderungen von „Judenwohnungen“, „Umsiedlungen“, Kündigungen und Delogierungen im Machtbereich des Bürgermeisters zuständig war. Die „Änderungen“ in den Wohnungslisten, mit Vermerken wie *verbleibt vorläufig in der Wohnung, wird nicht umgesiedelt* oder *ist von der Liste zu streichen*, tragen Augustins Unterschrift. Sie sind im Archiv der IKG unter dem Titel „Judenumsied-

lungen“ aufbewahrt und stammen aus dem Zeitraum von November 1940 bis Februar 1941, dem Beginn der großen Deportationen.¹⁵

Aber auch die „Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Wien“, eine Dienststelle des Sicherheitsdienstes der SS, konkurrierte im lukrativen Geschäft der „Wohnungsarisierungen“. Zunächst gegründet, die Vertreibung zu forcieren, organisierten ihre Mitarbeiter unter SS-Hauptsturmführer Alois Brunner ab Februar 1941 die Deportationen in die Ghettos, Konzentrations- und Vernichtungslager. Zu diesem Zweck ließen sie von den Angestellten der IKG unter anderem Haus- und Wohnungslisten der Wiener jüdischen Bevölkerung erstellen. Durch die gesammelten Daten entwickelte sie sich allmählich zu einer *administrativen Keimzelle für den Holocaust*.¹⁶

Innerhalb des Stadtgebiets konnte die „Zentralstelle“ Übersiedlungen anordnen und seit Juni 1941 musste jeder Wohnungswechsel von Jüdinnen und Juden von ihr genehmigt werden. In einer Aktennotiz vom 1. Mai 1942 etwa schrieb IKG-Amtsleiter Josef Löwenherz: *Im Auftrage des Herrn SS H'Stuf. Brunner sind*



© ÖBB, Marek Knopp

ÖBB Wanderausstellung „Verdrängte Jahre ...“

Obwohl die Bahn in der NS-Zeit eine zentrale Rolle spielte, blieb sie in der Geschichtsschreibung der ÖBB lange unerforscht. Ohne die logistische Kapazität der Bahn wären die Kriegslogistik der deutschen Wehrmacht wie auch die Deportationen nicht möglich gewesen. Die Wanderausstellung „Verdrängte Jahre. Bahn und Nationalsozialismus 1938–1945“ ist ab Jänner 2017 in Tel Aviv zu sehen.

oebb.at/verdraengte_jahre



Der „Beigeordnete“ für das Bau-, Wohnungs- und Siedlungswesen in Wien und NSDAP-Kreisleiter von Mödling, Leopold Tavs, bei einem Festakt zur Eingemeindung in Groß-Wien. Von links: Gauleiter Globocnik, Vizebürgermeister Blaschke, Bürgermeister Neubacher, die Vizebürgermeister Richter und Kozich, in der Mitte Tavs, rechts hinter ihm die bisherigen Bürgermeister der eingemeindeten Orte, 15. 10. 1938 © ÖNB

Rechts: Hauslisten von 1942: der 8. Bezirk ist „judenrein“ © Archiv IKG Wien

jene Angestellten, die in den äusseren Bezirken wohnen, aufzufordern, so rasch als möglich in die Leopoldstadt umzusiedeln. Diese Angestellten haben die Vorladung der Zentralstelle für jüd. Auswanderung nicht abzuwarten, sondern im Wege des Wohnungsamtes der Kultusgemeinde sich schon früher um eine Umsiedlung zu bemühen.¹⁷

Die erste Machtrochade bei den „Wohnungsarisierungen“ innerhalb des NS-Systems traf das Wohnungsamt der Stadt Wien. Am 18. Februar 1941 wurden Theodor Augustin und sein Bücherrevisor Rudolf Lichy wegen „Verdachts des Missbrauchs der Amtsgewalt“ festgenommen. Im betreffenden Bericht der Staatspolizei heißt es: *Lichy hat für Juden Eingaben an das Wohnungsamt um Aufschiebung der Wohnungsräumung verfasst und diese Eingaben persönlich dem Leiter der Abteilung für Judenumsiedlung Theodor Augustin überbracht. Vom Dezember 1940 an hat Lichy diese Eingaben in die Wohnung des Augustin gebracht, wo sie von Augustin gleich bearbeitet wurden. Für diese Intervention hat Lichy von den Juden ein so genanntes Erfolgshonorar in der Höhe von 300–500 RM verlangt und erhalten. Für das Entgegenkommen des Augustin hat Lichy dem Augustin Möbel und andere Einrichtungsgegenstände, die er von Juden abver-*

*langt hatte, geschenkt und ihn mit Geldbeträgen in der Höhe von 3.000 RM bestochen. Lichy und Augustin wurden am 26. März 1941 dem Landgericht Wien eingeliefert und der Staatsanwaltschaft angezeigt.*¹⁸

Der Abteilungsleiter für „Judenumsiedlungen“, seit 1933 NSDAP-Mitglied, wurde am 5. Juli 1941 zu sechs, sein Kompagnon zu acht Monaten Gefängnis verurteilt, jedoch schon fünf Tage später wieder aus der Haft entlassen, nachdem ihm die Untersuchungshaft angerechnet worden war.

Bemerkenswert an Augustins Verhaftung am 18. Februar 1941 ist der chronologische Ablauf. Am 12. Februar hatte der Parteigenosse noch an einer Sitzung unter anderem mit Regierungsrat Ebner von der Gestapo und SS-Obersturmführer Brunner von der „Zentralstelle“ über die „Evakuierung“ der Wiener Juden ins „Generalgouvernement“ teilgenommen.¹⁹ Bei dieser Gelegenheit bat Brunner, die *Umsiedlung der Juden innerhalb des Gaugebiets abzustoppen, da dadurch die Arbeit der Zentralstelle* – gemeint war in diesem Zusammenhang die Organisation der Deportationen – *erheblich erschwert* würde. Am 15. Februar 1941 verließ der erste Transport ins Ghetto Opole den Aspangbahnhof. Die Wiener

Hausliste

Ortsabteilung: Alte

Nr.	Name	Elementar	Ordnung an	Stand und Eigentum	Erklärungen
1.	Judenhaus				
2.	P. Hl. Barbara	37	Judenhaus		
3.	P. Bonifaz	6	Judenhaus		
4.	P. Stephan	22	Judenhaus		
5.	P. Josef	5	Judenhaus		
6.	"	39	Judenhaus		
7.	"	21	Judenhaus		
8.	"	51	Judenhaus		
9.	"	73	Judenhaus		
10.	P. Anton	3	Judenhaus		
11.	P. Koloman	1	Judenhaus		
12.	P. Augustin	12	Judenhaus		
13.	P. Anton	12	Judenhaus		
14.	"	44	Judenhaus		
15.	"	12	Judenhaus		
16.	"	71	Judenhaus		
17.	P. Augustin	8	Judenhaus		
18.	"	56	Judenhaus		
19.	P. Anton	5	Judenhaus		
20.	P. Augustin	5	Judenhaus		
21.	P. Josef	44	Judenhaus		
22.	P. Augustin	12	Judenhaus		
23.	P. Augustin	49	Judenhaus		
24.	P. Augustin	8	Judenhaus		

NSDAP war damit unter anderem ihrem Wunsch nach Freimachung jüdischer Wohnungen einen Schritt näher gekommen. Am 17. Februar langte die letzte von Augustin ausgestellte Änderung in den Adresslisten bei der Lebensmittel-Kartenstelle der IKG in der Taborstraße ein.

Rudolf Lichy wiederum, früheres Mitglied der sudetendeutschen Partei und des Heimatbundes, des österreichischen Offiziers-Verbandes und des Alpenvereins, war 1934 bei der Liquidierung der Zentrale der Naturfreunde tätig und seit 1936 als „Kapitalist“ am Bastei-Verlag beteiligt. 1938 übernahm er dort den Posten des jüdischen Geschäftsführers Rudolf Freund, nach dem dieser in die Schweiz geflüchtet war. Nach seiner Haftentlassung war Lichy weiterhin als gerichtlich beedeter Buchsachverständiger in Steuersachen tätig, 1966 verstarb er in Wien. Die „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ wurde im März 1943 aufgelöst, da ihre Aufgaben als erledigt betrachtet wurden. Bis zur Befreiung vom Nationalsozialismus übernahm ihre Agenden die mit ihr zuvor in „Judenangelegenheiten“ im ständigen Kompetenzkonflikt gelegene „Geheime Staatspolizei“.

Anmerkungen

- 1 Archiv der IKG Wien, A/W 165,5, A/VIE/IKG/I-III/IKG/St. Pölten/1/13.
- 2 Reprint in Nachrichten. Österreich in der Presse. Sammeledition vom Anschluss zur Befreiung, Teil 7, 2008.
- 3 Vgl. das „Behörden-Fließband-System“ der „Zentralstelle“ in Gabriele Anderl, Dirk Rupnow, Die Zentralstelle für jüdische Auswanderung als Beraubungsinstitution. (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission, Band 20–1) München 2004, S. 110.
- 4 Leo Baeck Institute, Joseph Loewenherz Collection, AR 25055, File 270 bzw. File 294. Online verfügbar unter www.archive.org/stream/josephloewenherz01loew#page/n0/mode/1up (25. 3. 2016). Das „Aktion T4“ genannte „Euthanasie“-Programm zur Ermordung von Psychiatrie-Patientinnen und -Patienten in geschlossenen Anstalten lief bereits seit September 1939. Die jüdische Bevölkerung der ehemaligen „sudetendeutschen“ Gebiete, die an die „Gau Nieder- und Oberdonau“ angeschlossen wurden, wurde bereits ab August 1939 nach Wien zwangsübersiedelt. Ebd., File 182.
- 5 Fragebogen der Familie Berthold, Eugenie und Kitty Briefwechsler für die Auswanderungsabteilung der Fürsorge-Zentrale der IKG Wien, Archiv IKG Wien, Bestand Jerusalem, A/W 2589,69.
- 6 Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden, Band 1. Frankfurt/Main 1994, S. 165.
- 7 Gerhard Botz, Wohnungspolitik und Judendeportation in Wien 1938 bis 1945. Zur Funktion des Antisemitismus als Ersatz nationalsozialistischer Sozialpolitik. Wien-Salzburg 1975, S. 160–163.
- 8 Gesetzblatt für das Land Österreich Nr. 588/1938, abrufbar auf: <http://alex.onb.ac.at> (25. 3. 2016).
- 9 Ingeborg Weinberger, NS-Siedlungen in Wien. Projekte – Realisierungen – Ideologietransfer. Wien 2015, S. 104–110.
- 10 Leo Baeck Institute, Joseph Loewenherz Collection, File 99/100.
- 11 Eigentumswohnungen im heutigen Sinn wurden erst durch das Wohnungseigentumsgesetz von 1948 begründet.
- 12 Gesetzblatt für das Land Österreich Nr. 607/1939, abrufbar auf: <http://alex.onb.ac.at> (25. 3. 2016).
- 13 Interview mit Leopold Tavs, 21. 1. 1977, United States Holocaust Memorial Museum, Interviewer Peter Black, <http://collections.ushmm.org/search/catalog/irn43961> (25. 3. 2016).
- 14 Volksgerichtsverfahren gegen Dipl.-Ing. Dr. Leopold Tavs vor dem Landesgericht Wien, Vg 11b, Vr 4105/46, www.tenhumbereinhard.de/taeter-und-mitlaeuler/gerichtsverfahren-nach-1945/lg-wien-vg-11b-vr-4105-46.html (25. 3. 2016).
- 15 Archiv der IKG Wien, A/VIE/IKG/III/WOHN/1/5.
- 16 Jonny Moser, Österreich. In: Wolfgang Benz (Hg.), Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus. München 1991, S. 66–85, hier S. 68.
- 17 Leo Baeck Institute, Joseph Loewenherz Collection, File 715.
- 18 Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Tagesbericht Nr. 13, 28.–30. 3. 1941 bzw. Fotos aus der erkennungsdienstlichen Kartei der Gestapo Wien, Nicht mehr anonym, „Individuelle Widerständigkeit“, <http://doewweb01.doew.at/php/gestapo/index.php?l=de> (25. 3. 2016).
- 19 Aktenvermerk über die Besprechung im Büro des Obergebietsführers Müller betreffend die Evakuierung der Juden aus Wien, 12. 2. 1941, abgedruckt in DÖW (Hg.), Widerstand und Verfolgung in Wien 1934–45, Band 3. Wien 1994, S. 290f bzw. auf www.doew.at/cms/download/52kfm/1456_vermerk_12021941.pdf (25.03.2016).

Weiterführende Literatur

- Herbert Exenberger, Johann Koß, Brigitte Ungar-Klein, Kündigungsgrund Nichtarier. Die Vertreibung jüdischer Mieter aus den Wiener Gemeindebauten in den Jahren 1938–1939. Wien 1996.
- Georg Graf, Brigitte Bailer-Galanda, Eva Blimlinger, Susanne Kowarc, „Arisierung“ und Rückstellung von Wohnungen in Wien, Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögenszug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich, Band 14. Wien-München 2004.
- Dieter Hecht, Eleonore Lappin-Eppel, Michaela Raggam-Blesch, Topographie der Shoah. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien. Wien 2015.
- Birgit Jöhler, Maria Fritsche (Hg.), 1938, Adresse: Servitengasse. Eine Nachbarschaft auf Spurensuche. Wien 2007.
- Lydia Marinelli (Hg.), Freuds verschwundene Nachbarn. Wien 2002.
- Doron Rabinovici, Instanzen der Ohnmacht. Wien 1938–1945. Der Weg zum Judenrat. Frankfurt/Main 2000.

„Abgemeldet“

Wolfgang Gasser

St. Pöltner Jüdinnen und


Wien 1, Neutorgasse 15

Die Geschichte dieses Gebäudes ist mit dem tragischen Schicksal zahlreicher Menschen verbunden – für viele war es die letzte Adresse vor ihrem Tod in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern.

Zwischen 1939 und 1943 waren nach der Einrichtung von Sammellwohnungen insgesamt 39 Bewohnerinnen und Bewohner unter dieser Adresse gemeldet, die nach den Nürnberger Rassengesetzen als jüdisch galten, 27 Frauen und Männer wurden zwischen Oktober 1941 und Oktober 1942 von dieser Adresse in Ghettos oder Konzentrationslager deportiert und ermordet, 6 Personen verstarben noch vor Ort in diesem Haus, weitere 5 wurden zunächst in andere Sammellwohnungen / Einrichtungen in Wien verbracht und später in Konzentrationslager deportiert und ermordet.

Michael Eltsch	Auschwitz	Ignatz Popper	Theresienstadt
Agneta Daisy Eltsch	Auschwitz	Rita Popper	Theresienstadt
Heene Hentler	Ghetto Litmanowicz	Hofrat Dr. Eugen Stern	Theresienstadt
Martva Tintler	Maly Trostinez	Emile Krutz	Theresienstadt
Dr. Josef Pöör	Maly Trostinez	Dr. med. Julia Berdach	Theresienstadt
Lea Peltz	Maly Trostinez	Otto Bierbach	Theresienstadt
Leo Fokender	Maly Trostinez	Dr. med. Carl Berdach	Theresienstadt
Rosa Fokender	Maly Trostinez	Justine Klein	Theresienstadt
Sigtha Lehner	Maly Trostinez	Margarete Propper	Theresienstadt, Auschwitz
Acara Karpowitz	Maly Trostinez	Emile Agathe Rona	Theresienstadt, Auschwitz
Amalia Gieseler	Maly Trostinez	Mina Gotsch	Theresienstadt, Treblinka
Leib Ernberg	Maly Trostinez	Margit Tintler	unbekannt
Ella Ernberg	Maly Trostinez	Dr. med. Samuel Popper	Wien, Neutorgasse 15
Franciska Popper	Maly Trostinez	Elisabeth Propper	Wien, Neutorgasse 15
Michl Feldman	Theresienstadt	Anneli Ertler	Wien, Neutorgasse 15
Bella Feldman	Theresienstadt	Hans Löwenper	Wien, Neutorgasse 15
Samuel Schallinger	Theresienstadt	Karin Rät Hermann Grotzner	Wien, Neutorgasse 15
Paul Mirsch	Theresienstadt	Therese Hälzendorf	Wien, Neutorgasse 15
Fussel Halm	Theresienstadt	Dr. Friedrich Tintler	Wien, jüdisches Spital
		Ljovt Simek	Wien, östlicher Altmarkt

Nur eine damalige Bewohnerin überlebte den Holocaust.
 (Das Haus war in mehreren Konzentrationslagern inhaftiert und verstarb 1957 in Australien.)

Zur Mahnenden Erinnerung an die nationalsozialistischen Gräueltaten,
 an die Bereubung und Enteignung, Vertreibung und Ermordung der jüdischen
 Bevölkerung in Wien und Österreich.

Niemals vergessen!

Stadt Wien, September 2015



Die Schüler/innen von zwei St. Pöltner AHS – der 7C des BRG/BORG St. Pölten und der 7G des BG/BRG Josefstraße – recherchieren mit Unterstützung des Forscherteams (Wolfgang Gasser, Philipp Mettau, Iris Palenik) im Verlauf von zwei Jahren die Geschichte von vierzehn ausgewählten jüdischen St. Pöltner Familien und widmen sich insbesondere deren Wohnverhältnissen. Dies ist bereits das dritte Schulprojekt des Injoest im Rahmen von „Sparkling Science“, eines Förderprogramms des Bundesministeriums für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft, bei dem Schüler/innen in einem Forschungsprojekt zu wissenschaftlichen Fragestellungen beitragen.

Im ersten Projektjahr stand zunächst die Auswertung von quantitativen Quellen wie Vermögensanmeldungen, Arisierungsakten, Grundbucheintragen, Meldeunterlagen oder Familiendokumenten im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Arbeitens. Die Schüler/innen entwi-

Juden in Wiener Sammelwohnungen. Ein Schulprojekt



*Links: Gedenktafel im Stiegenhaus der Neutorgasse 15
© PID/Bohmann*

In der Neutorgasse 15 lebte das Ehepaar Berdach in einer Sammelwohnung. © Birgit Wiedl/Injoest

Rechts: Wohnstationen von Rudolf Tintner: Der von ihm erbaute und 9 Jahre mitbewohnte Gebäudekomplex in der Dr. Karl Renner-Promenade (ehemals Schulpromenade). © Injoest



ckelten daraus in Kleingruppen die Geschichte einer Familie und versuchten deren Lebens- und Wohnsituation in St. Pölten nachzuzeichnen. Im zweiten Projektjahr stand die Bearbeitung vor allem qualitativer Quellen wie Briefe, Tagebücher oder Memoiren im Fokus, mit deren Hilfe die Wohnsituation in den Wiener Sammelwohnungen von 1938 bis 1943 rekonstruiert werden sollte. Die Erkenntnisse wurden mit den im ersten Schuljahr erforschten Familien in Beziehung gesetzt.

Die Projektidee

Die Idee zu diesem Projekt entstand gemeinsam mit Albena Zlatanova vom „Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus“. Sie verfasste 2013 im Auftrag des Stadterweiterungsbüros der Seestadt Aspern ein Dossier zur Geschichte des Hauses

Neutorgasse 15 im 1. Wiener Gemeindebezirk im Nationalsozialismus. Darin tauchten zwei jüdische Familien mit Verbindungen zu St. Pölten auf, die bereits vor 1938 in diesem Haus wohnhaft bzw. in weiterer Folge zwangsweise hier untergebracht waren. Nachweisbar wird dies unter anderem durch die Hauslisten aus dem Archiv der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) Wien.¹ Darin finden sich die Namen der von 1941 bis 1943 nach den Nürnberger Gesetzen als jüdisch geltenden Bewohner/innen,



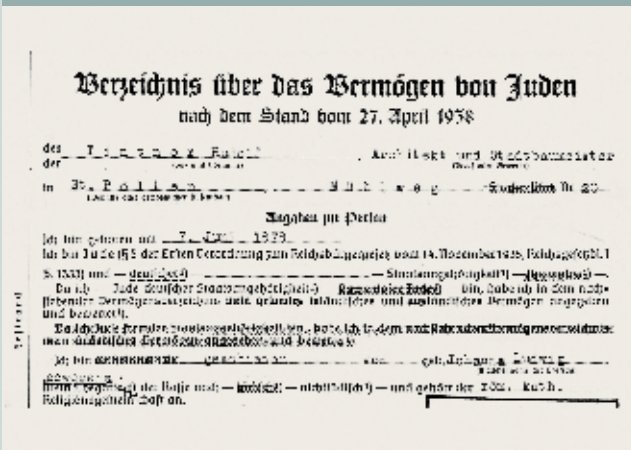
Von links, gegen den Uhrzeigersinn:
Anzeige von Rudolf Tintner als Architekt und Stadtbaumeister © Adressbuch St. Pölten 1923, hrsg. vom Magistrat der Stadt St. Pölten (St. Pölten 1923), genauer Titel: „Erstes vollständiges Adressbuch der autonomen Stadt St. Pölten mit den eingemeindeten Vororten Spratzern, Wagram und Viehofen.“ Gutenberg-Druckerei St. Pölten 1923.

Vermögensanmeldung von Rudolf Tintner geb. 7. 6. 1878 © Österreichisches Staatsarchiv, Signatur: AT-OeStA/AdR E-uReang Vermögensverkehrsstelle Vermögensanmeldung 32223

Meldekartei von Rudolf Tintner mit den St. Pöltner Wohnorten und der Abmeldung nach Wien am 1. 12. 1938 © Meldeamt der Stadtgemeinde St. Pölten

Meldekartei von Julius Berdach mit der Abmeldung nach Wien am 29. 6. 1938 © Meldeamt der Stadtgemeinde St. Pölten

Vermögensanmeldung von Julius Berdach geb. 11. 11. 1864 © Österreichisches Staatsarchiv, Signatur: AT-OeStA/AdR E-uReang Vermögensverkehrsstelle Vermögensanmeldung 8903

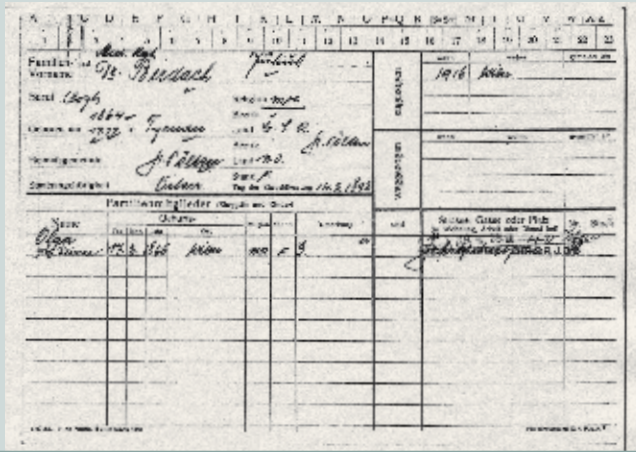
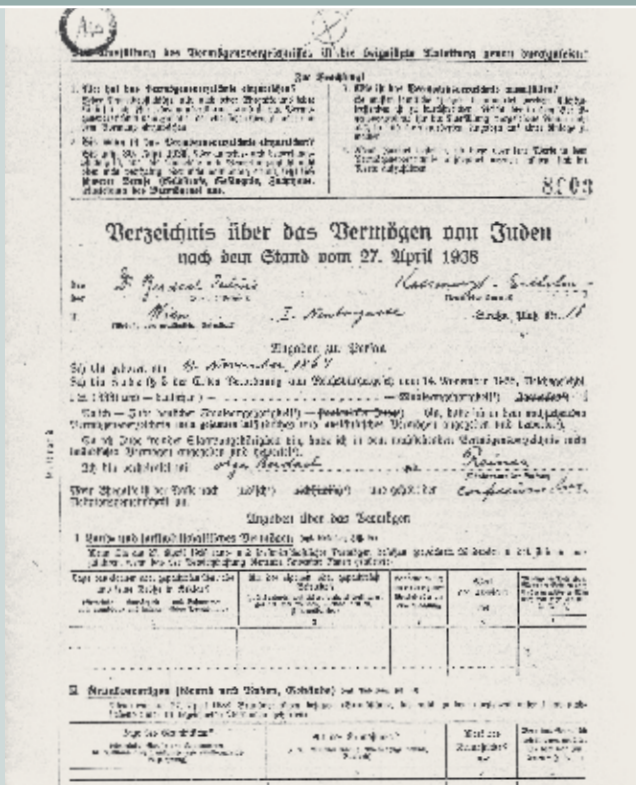


Personen		Vermögen		Merkmalen	
Nachname	Vorname	Art	Wert	Art	Wert
Tintner	Rudolf	Grundbesitz
Tintner	Margit

mit Adresse, Türnummer, Alter, Beruf und Deportationsnummer.

Nach der Einrichtung von mehreren Sammelwohnungen in der Neutorgasse 15 waren dort laut Hauslisten im Jahr 1942 insgesamt 39 Personen wohnhaft. Darunter befanden sich der Arzt Julius Berdach (geb. 11. 11. 1864 in Tyrnau bei Pressburg, Ungarn, österreichischer Staatsbürger) und seine Frau Olga (geb. Reiner, 17. 2. 1865 in Wien) – beide konfessionslos, früher mosaischen Glaubens. Sie hatten sich im Juli 1938 von St. Pölten nach Wien abgemeldet und waren in die Neutorgasse 15/3/7

gezogen, die zu diesem Zeitpunkt noch im Besitz der ebenfalls familiär mit St. Pölten verbundenen Margit Tintner (geb. Pollak am 22. 2. 1873 in Paksch/Paks/Ungarn, österreichische Staatsbürgerin) war. Sie war mit Friedrich (Fritz) Tintner (geb. 30. 4. 1873 in Brünn) verheiratet und somit die Schwägerin des St. Pöltner Architekten und Stadtbaumeisters Rudolf Tintner (geb. 7. 6. 1878 in Brünn), der am 10. Juni 1943 aus einer Sammelwohnung in Wien 3, Fasangasse 14/6, nach Theresienstadt deportiert wurde. Wie er wurde auch das Ehepaar Berdach bereits am 14. Juli 1942 mit dem



31. Transport in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert und ermordet.

Das Ehepaar Berdach hatte in der Neutorgasse 15 auf Tür Nr. 7 gemeinsam mit acht weiteren Personen gewohnt, darunter auch mit ihrer Tochter Michaela, verheiratete Ellyson (geb. 17. 1. 1893 in Wien, konfessionslos) und ihrer Enkelin Agnes Daisy (geb. 16. 3. 1920 in München, evang. AB, Tochter des 1936 verstorbenen Ing. Fritz Ellyson). Mutter und Tochter Ellyson wurden am 17. Juli 1942 von dort mit dem 32. Transport nach Auschwitz deportiert. Ihr Todesdatum ist unbekannt.

Die aus der Befassung mit der Geschichte dieses Hauses gewonnenen Erkenntnisse führten zur Idee, die bis dahin nicht erfolgte Erforschung der Sammelwohnungen in Wien während der NS-Zeit im Rahmen eines Sparkling Science Projekts in Angriff zu nehmen.² Themen wie die Delogierung, die erzwungene oder teilweise freiwillige Wahl der neuen Wohnorte, der Verlust von Zuhause und Besitz, das Leben in den Sammelwohnungen und der Umgang mit diesem Trauma sollten recherchiert und rekonstruiert werden.

Biographische Recherchen

Als Einstieg in das Thema stand für die Jugendlichen ein Besuch in der Ehemaligen Synagoge St. Pölten in Verbindung mit Informationen zur jüdischen Geschichte der Stadt auf dem Programm. Bei jeweils zweitägigen Workshops erhielten beide Klassen das erste wissenschaftliche Handwerkzeug und besuchten sowohl das Niederösterreichische Landesarchiv als auch die NÖ Landesbibliothek. Dort wurden sie mit den unterschiedlichen Quellen- und Buchbeständen sowie mit deren Nutzung vertraut gemacht. Zusätzlich wurde der kritische Umgang mit biographischen und autobiographischen Quellen thematisiert.

Im folgenden Projektmonat machten sich die Schüler/innen zunächst mit den verwendeten quantitativen Quellen vertraut und zeichneten einen Stammbaum der von ihnen zu erforschenden Familie. Sie beschäftigten sich mit Quellenmaterialien zu den Wohnhäusern sowie zu den „Arisierungen“ von Wohnungen und Geschäftslokalen und sammelten Informationen. Mit Hilfe verschiedener Online-Datenbanken (Doew.at, Yadvashem.org, Genteam.at, Findbuch.at, Lettertotheaters.at) wurde das Wissen zu einzelnen Familienmitgliedern vertieft. Danach konzentrierten sich die jungen Forschenden auf Matriken und Meldeunterlagen, die Aufschluss über Wohnsitze und Familienverhältnisse geben konnten. Schließlich wurden auch qualitative Quellen in Form von autobiographischen Texten und diversen Ego-Dokumenten aus den Beständen des Injoest eingearbeitet. Am Ende dieses Prozesses waren zu jedem Familienmitglied umfangreiche Personenstandsblätter mit genauen Lebensdaten, Angaben zu verschiedenen Wohnsitzen und Informationen über das persönliche Schicksal entstanden, veranschaulicht durch Fotos und Zitate aus den Lebenserinnerungen. Im Zuge dieser Recherchen skizzierten die Arbeitsgruppen auch die Wohn- und Lebenssituationen der jeweiligen Familien.



Der Zeitzeuge Harry Merl

Am Ende des ersten Projektjahres fand ein Zeitzeugengespräch mit Harry Merl statt. Seine Geschichte und die berührende Schilderung des damals vier- bis elfjährigen Kindes und heute 81-jährigen Psychiaters, Neurologen und Psychotherapeuten brachte den Schüler/innen das Schicksal der in den Sammelwohnungen zusammengepferchten Menschen näher.

Harry Merl kam am 11. November 1934 als Sohn jüdischer Eltern in Wien Brigittenau (20. Wiener Gemeindebezirk) zur Welt. Sein Vater Wilhelm Merl arbeitete als Goldschmied, die Mutter Sabine war Hausfrau, alle Großeltern stammten aus dem Osten Galiziens (der heutigen Ukraine, vor 1918 Österreich-Ungarn). Nach dem „Anschluss“ im März 1938 bemühte sich die Familie Merl um eine Ausreisegenehmigung in die USA, jedoch vergeblich. Nachdem sie im Oktober 1939 aus ihrer Wohnung in Wien Brigittenau gewiesen wurde, kam sie in ein „Judenlager“ in einem ehemaligen Obdachlosenheim im 10. Bezirk. Im April 1940 wurde der Vater zur Zwangsarbeit in Eisenerz herangezogen. Nach seiner überraschenden Rückkehr im Mai 1941 arbeiteten beide Eltern für die „Verwaltungsstelle für jüdisches Umzugsgut der Gestapo“ (VUGESTA) und standen unter dem Schutz des Schätzmeisters Bernhard Witke. Der kleine Harry verbrachte die Jahre bis 1945 in verschiedenen Sammelwohnungen in Wien (Am Fleischmarkt, Wipplingerstraße und Nestroyplatz) unter dem Eindruck der

ständig wechselnden und plötzlich verschwindenden Nachbarn, die zur Ermordung in den „Osten“ deportiert wurden. Im Jänner 1945 tauchte die Familie schließlich unter. Sie erlebte die Befreiung durch die Russische Armee in ihrem Versteck, einem Kohlenkeller in der Odeongasse in der Wiener Leopoldstadt.³ Eine Schülerin meinte zu dieser Begegnung: *Die Erzählungen von Harry Merl waren der Höhepunkt des Projekts. Er hat mich wirklich tief beeindruckt und auch zu meinem VWA-Thema inspiriert.* Eine weitere meinte im Rückblick auf den gemeinsamen Arbeitsprozess: *Das Zeitzeugengespräch mit Harry Merl und seine Emotionen haben mich berührt. Das Arbeiten für Sparkling Science hat mir Spaß gemacht. Man hat gelernt mit qualitativen und quantitativen Quellen umzugehen. Das (vor)wissenschaftliche Arbeiten ist wichtig für unsere Ausbildung und hat mir geholfen.*

Arbeit mit lebensgeschichtlichen Quellen

Die Forschungsarbeit fand an zwei weiteren Workshop-tagen in der NÖ Landesbibliothek ihre Fortsetzung. Zum einen tauchten die Jugendlichen mit Hilfe verschiedener Filmausschnitte⁴ in das politische und gesellschaftliche Leben St. Pöltens und Wiens im Jahr 1938 ein und waren gefordert, vielseitige zeitbezogene Lebensrealitäten wahrzunehmen und diese historisch und ethisch einzuordnen. Zum anderen stand aus der Täterperspektive die Neuorganisation des Wiener Wohnungswesens durch den NS-Staat im Fokus. In Kleingruppen erarbeiteten die



Zeitzeugengespräch mit Harry Merl in der Ehemaligen Synagoge St. Pölten © Injoest

Schüler/innen Wissen zu behördlichen Machtstrukturen und Biographien der dahinter stehenden Akteure, wie Direkttäter, Schreibtischtäter, Mitwirkende, Zuschauer oder Widerstand Leistende.

Anschließend erarbeiteten die Schüler/innen anhand von Briefen und Tagebuchaufzeichnungen⁵ verschiedene Blickwinkel auf die Lebenssituation jüdischer Familien in Wiener Sammelwohnungen, erarbeiteten Fragestellungen und Thesen zu verschiedenen Aspekten des Wohnens und begründeten diese mit entsprechenden Belegstellen. Die Schwerpunkte der Kleingruppen lagen dabei auf dem Vergleich der Wohnstandards der einzelnen Familien vor und nach 1938, auf den erzwungen häufigen Übersiedlungen innerhalb Wiens, der Wohnungsnot und prekären Wohnsituation sowie dem Zusammenleben in den Sammelwohnungen. Weitere Arbeitsgruppen beschäftigten sich mit Generationen- und Herkunftsunterschieden, den Arbeitsverhältnissen bzw. der Bestreitung des Lebensunterhalts sowie mit der Religionsausübung und dem Leben in „Mischehen“.

Forschungsergebnisse

Vier Schüler/innen beschäftigten sich bei ihrer Personenrecherche mit dem bereits erwähnten Rudolf Tintner. Dieser kam 1907 als Architekt und Stadtbaumeister nach St. Pölten und gründete mit einem Kompagnon eine Baufirma. Tintner war ein assimilierter Jude und pflegte wenig Kontakt zur St. Pöltner jüdischen Gemein-

de, doch bewarb er sich 1911 für den Bau der St. Pöltner Synagoge. Im selben Jahr heiratete er die Katholikin Johanna Ludwig (geb. 8. 8. 1887), hatte mit ihr zwei Töchter und konvertierte 1917 zum Katholizismus.⁶

Aufbauend auf diesen bereits vorliegenden Informationen sammelten die vier Schüler/innen gemeinsam mit dem Projektteam weitere Details aus dem Leben von Rudolf Tintner. Anhand von Vermögensanmeldungen, Rückstellungsakten und Meldeunterlagen fanden wir heraus, dass er einen Häuserkomplex an der heutigen Dr. Karl Renner Promenade (damals Schulpromenade 30, samt dem Eckgebäude Gabelsbergerstraße 1 und 3) errichtet hatte, wo er von 1923 bis 1932, dem Verkaufsjahr des Gebäudes an die Familien Feldmann bzw. Hacker, lebte. Davor und danach bewohnte er mit seiner Familie den ebenfalls von ihm erbauten Mühlhof (Mühlweg 20 und 22, Daniel-Gran-Straße 22–30). Nach der Scheidung des Ehepaars Tintner im Jahr 1927 zog die ältere Tochter Elisabeth zu ihm, die jüngere Rosa zu seiner geschiedenen Frau.

Nach den Nürnberger Rassegesetzen wurde Rudolf Tintner als „Volljude“ eingestuft, die drei Firmen, die sich vor dem „Anschluss“ in seinem Besitz befunden hatten, wurden 1939 gelöscht.⁷ Mit 1. Dezember 1938 meldete er sich aus St. Pölten ab und zog zu seinem Bruder Major Alfons Tintner (geb. 20. 1. 1881) nach Wien an den Wildpretmarkt 8. Bis zu seiner Deportation im Juni 1943 musste er in Wien noch in fünf weitere Sammelwohnungen übersiedeln. Er starb am 10. Jänner 1945 im Ghetto Theresienstadt.

Das ehemals in Tintners Besitz befindliche und von ihm erbaute Haus in der Gabelsbergerstraße 3 in St. Pölten diente unterdessen für die delogierte und enteignete jüdische Familie Frank aus Viehofen als eine Art Notwohnung. Hier wohnten von November 1938 bis September 1939 Karl Frank (geb. 20. 1. 1858), seine Tochter Margarete (geb. 6. 7. 1898) und seine Schwägerin Elsa Frank (geb. 7. 6. 1883) auf engstem Raum in einem Zimmer mit Küche. Eine ähnlich prekäre Wohnsituation stellten auch andere Arbeitsgruppen bei den Recherchen zu „ihren“ Familien fest. Die Eigentümer, Samuel und Mathilde Hacker, wurden ebenso wie die bei ihnen einquartierten Mitglieder der Familie Frank über Wien nach Theresienstadt deportiert und ermordet.

Präsentation erster Ergebnisse.
Dr. Wolfgang Gasser und Schülerinnen und Schüler vor dem Haus
Dr. Karl Renner-Promenade 30
© Injoest

Recherchearbeiten der Schülerinnen und Schüler für das Projekt
„Abgemeldet“ © Injoest



Die Arbeitsgruppe, die sich Rudolf Tintner widmete, beschäftigte sich im zweiten Projektjahr mit der Wohnungsnot und den Wohnverhältnissen in Wien und suchte dazu eine passende Beschreibung: *Die Wiener Juden mussten sich in kurzer Zeit eine passende Sammelwohnung suchen. Es gab wenig „gute“ Wohnungen. Die Notsituation war oft emotional sehr anstrengend.* Untermauert wurde die inhaltliche Definition der Lebensumstände durch das Erarbeiten verschiedener Quellen; beispielsweise eine Aktennotiz vom 25. November 1940 über die Vorsprache des Amtsdirektors der IKG Wien, Joseph Löwenherz, bei SA-Obersturmbannführer Leopold Tavs, ab 1939 Beigeordneter und Stadtrat der Hauptabteilungen Bau-, Wohnungs- und Siedlungswesen, über [...] *die grossen Schwierigkeiten, welche anlässlich der jetzt durchgeführten Umsiedlungsaktion der Juden sich täglich mehren; insbesondere beanständige ich das Zusammenpferchen der Juden in unzulänglichen Räumen, das Einweisen von verheirateten und nicht verheirateten, jungen und alten und einzelstehenden Personen verschiedenen Geschlechts in ein und denselben Raum.*⁸

Aus Briefen und Tagebüchern erarbeiteten die Schüler/innen Thesen zur schwierigen Wohnungssuche in Wien. Das Erkenntnisinteresse dieser Gruppe lag darauf *herauszufinden, wie die jüdischen Familien von ihren Angehörigen unterstützt wurden und wie ihre Lage in den Sammelwohnungen aussah.* Die Mühen der Umsiedlungen werden beispielsweise aus dem Briefwechsel von Marie

Kupler (geb. 1883) bzw. Regine Schab (geb. 1859) mit ihrem Bruder bzw. Schwiegersohn Emil Secher deutlich, der mit seiner Familie 1939 in die Vereinigten Staaten fliehen konnte. So schrieb Marie Kupler am 31. 12. 1939: *Du, mein einziggeliebter Bruder, schreibe weiter so fleißig und ausführlich, es ist unsere einzige Freude in dieser traurigen Zeit. Es ist unser Kino und Theater. [...] 23. 2. 1940: Vorige Woche haben wir von Mama Bock ein L[iebes] P[aket] erhalten, das uns sehr gut kam. [...] 1. 4. 1940: Es ist doch selbstverständlich, dass Emil bei der Übersiedlung helfen wird. [...] 23. 4. 1940: Heute war Emil dort und hat geholfen, Koffer und Kisten packen und hinübertragen, nächste Woche wollen sie übersiedeln.* Regine Schab schrieb am 28. April 1940 an den gleichen Empfänger: *Mimi Braun resp[ektive] Bober hilft auch, indem sie für unsere Magenfülle sorgt und so Ella entlastet. [...] Auch Herr Kupler, der Schwager von Emil, ist uns behilflich und so geht's langsam vorwärts, und hoffen wir so zwischen 3. und 5. Mai endgültig übersiedeln zu können.* Die Unterstützung bei der Auswanderung belegt eine Bitte von Marie Kupler an ihren Bruder um Hilfestellung bei der Erlangung eines Affidavits für die USA für eine Zimmernachbarin in ihrer Sammelwohnung. 10. April 1941: *Mein lieber Emil! Sei mir ja nicht böse, wenn ich Euch heute mit einer Anfrage, bzw. einer Bitte belästige. Du bist doch der Einzige, von dem zu erwarten ist, dass er einen derartigen Auftrag mit aller Gewissenhaftigkeit behandelt und ich konnte mich den Bittstellern gegenüber auch nicht ablehnend verhalten. [...]*⁹



Den Abschluss fand dieses Schulprojekt im Juni 2016 beim Treffen von Nachkommen von aus St. Pölten und Umgebung vertriebenen jüdischen Familien, die nun in Ländern Europas, Israel, den USA, Mexiko und Argentinien leben. Bei Führungen durch die Stadt präsentierten die Jugendlichen den Teilnehmern von der ersten bis zur bereits vierten Generation ihre Ergebnisse. Die Schicksale der Familien standen dabei ebenso im Fokus wie die unterschiedlichen Wohnsituationen in St. Pölten und Wien in den Monaten vor und nach März 1938.

Anmerkungen

- 1 IKG Bestand A/VIE/IKG/II/BEV/WOHN.
- 2 Forschungsliteratur bis 2013: Gerhard Botz, *Wohnungspolitik und Juden-deportation in Wien 1938 bis 1945. Zur Funktion des Antisemitismus als Ersatz nationalsozialistischer Sozialpolitik.* Wien-Salzburg 1975; Georg Graf, Brigitte Bailer-Galanda, Eva Blimlinger, Susanne Kowarc, „Arisierung“ und Rückstellung von Wohnungen in Wien. Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Vermögensentzug während der NS-Zeit sowie Rückstellungen und Entschädigungen seit 1945 in Österreich, Band 14. Wien-München 2004. Aktuelle Publikation: Dieter Hecht, Eleonore Lappin-Eppel, Michaela Raggam-Blesch, *Topographie der Shoa. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien.* Wien 2015.
- 3 Pascal Merl, „Harry Israel Merl – Persönliche Erinnerungen eines jüdischen Kindes im historischen Kontext der Zeit des Nationalsozialismus in Wien“. Bac-Arbeit PH-OÖ. Linz 2014.
- 4 *Der Durchmarsch Hitlers in St. Pölten am 14. März 1938 aus dem ORF-Archiv, Helmut Qualtingers „Herr Karl“, Filme aus dem Ephemeral Films Project des United States Holocaust Memorial Museum, „The Missing Image“ von Ruth Beckermann bzw. „Freuds verschwundene Nachbarn“.*
- 5 Entnommen aus Stefan A. Lütgenau, Sarah-Marie Thiel (Hg.), „Ich lass mich von den Geschicken tragen“. Briefe und Fragmente einer jüdischen Familie aus Wien 1939–1941. Innsbruck/Wien/Bozen 2015. Die Briefe edierte bereits 2004 der Sohn des Adressaten, H[Herbert] Pierre (geb.

- (Peter) Secher, in englischer Übersetzung: H. Pierre Secher (Hg.), *Left Behind in Nazi Vienna: Letters of a Jewish Family Caught in the Holocaust, 1939–1941.* Jefferson, NC-London 2004, englische Übersetzung des Briefs) auf S. 259f., Nr. 94; Renate S. Meissner im Auftrag des Nationalfonds der Republik Österreich für Opfer des Nationalsozialismus, „Erinnerungen. Lebensgeschichten von Opfern des Nationalsozialismus“ (Bde. 1–4). Wien 2010–2015; Johannes Inama (Hg.), *Rosenthals – Collage einer Familiengeschichte – Material zum Ausstellungsprojekt.* Band 1. Hohenems 2002; Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.), *Jüdische Schicksale. Berichte von Verfolgten.* Wien 1992; und ein privater Briefwechsel von Karl und Elsa Weinstein mit ihrem Sohn Hermann Weinstein 1939/40 (Privatarchiv Haim Weinstein).
- 6 Christoph Lind, „...es gab so nette Leute dort“ – Die zerstörte jüdische Gemeinde St. Pölten. Schriftenreihe „Jüdische Gemeinden“ des Instituts für Geschichte der Juden in Österreich, Band 1. St. Pölten 1998, S. 233.
 - 7 Amtsblätter der Stadt St. Pölten, XVI, Jg. 1939, Nr. 7 (S. 4. 1939); Herzogenburgerstraße 56: „Bau- und Möbelfabrik“ (Amtsblatt 1939): Löschung des Betriebes durch den Bund der österreichischen Industriellen in Wien 1. 1. 1939 (Amtsblatt 1939); Daniel Gran Straße 26: „Hofgebäude, Realitäten- und Hypothekenvermittlung“ (Amtsblatt 1939): Löschung des Betriebes am 1. 1. 1939 (Amtsblatt 1939); Mühlweg 20: Geschäfts- und Wohnungsvermittlung (Amtsblatt 1939): Löschung des Betriebes 1. 1. 1939 (Amtsblatt 1939); Schulpromenade 30: „Baumeistergewerbe“ (Amtsblatt 1939): Löschung des Betriebes 1. 1. 1939 (Amtsblatt 1939).
 - 8 Joseph Loewenherz Collection, 1938–1960, Sig. AR 25055. MF 546 im Archiv des Leo Baeck Institute New York. Online: <http://www.lbi.org/digibaeck/results/?qtype=pid&term=121462> (15. 4. 2016).
 - 9 Lütgenau, Thiel, „Ich lass mich von den Geschicken tragen“ (wie Anm. 5), S. 164.



Arbeitsplätze schaffen.

Österreichs Industrie sichert direkt und indirekt 2,4 Millionen Jobs. Ohne ehrliche und faire Struktur-reformen, ohne Investitionen in Bildung, Infrastruktur sowie Forschung und Entwicklung stehen diese Arbeitsplätze auf dem Spiel. Handeln wir jetzt!

Foto: dieindustriellen.at/Mathias Thiel

iv INDUSTRIELLEN VEREINIGUNG

www.iv-net.at



Deportiert

Ronald Friedmann

Aus Gründen einer zweifelhaften »Staatsräson« wurden im Spätherbst 1940 fast 1600 jüdische Flüchtlinge aus dem hitlerdeutschen Machtbereich als illegale Einwanderer aus Palästina in ein gefängnisgleiches Lager auf Mauritius verbracht.

Dem individuellen Wurm macht es allerdings wenig Unterschied, ob er systematisch ausgerottet oder nur achtlos zertreten wird. (Alfred Heller)¹

Verlauf und Ergebnisse der internationalen Flüchtlingskonferenz von Évian-les-Bains, die auf Initiative von US-Präsident Franklin D. Roosevelt vom 6. bis 15. Juli 1938 in dem französischen Badeort am Genfer See tagte, hatten deutlich gemacht, dass die sogenannten westlichen Demokratien nicht bereit waren, jüdische Flüchtlinge aus Deutschland und den von Deutschland besetzten Gebieten – ungeachtet der brutalen Verfolgung, denen diese Menschen dort ausgesetzt waren – in größerer Zahl aufzunehmen.

Die USA beispielsweise hatten eine jährliche Obergrenze von lediglich 27.370 jüdischen Flüchtlingen aus Deutschland, einschließlich des „angeschlossenen“ Österreich, festgelegt, die im „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ Aufnahme erhalten durften. Dass die USA entschlossen waren, diese Obergrenze um jeden Preis durchzusetzen, zeigte nicht zuletzt das Schicksal der jüdischen Flüchtlinge auf der „St. Louis“. Von den knapp 1.000 Menschen, die im Frühsommer 1939 vergeblich auf eine Einreisegenehmigung der US-Regierung gehofft hatten, wurden in der Folge mindestens 254 Opfer des deutschen Massenmordes an den europäischen Juden.

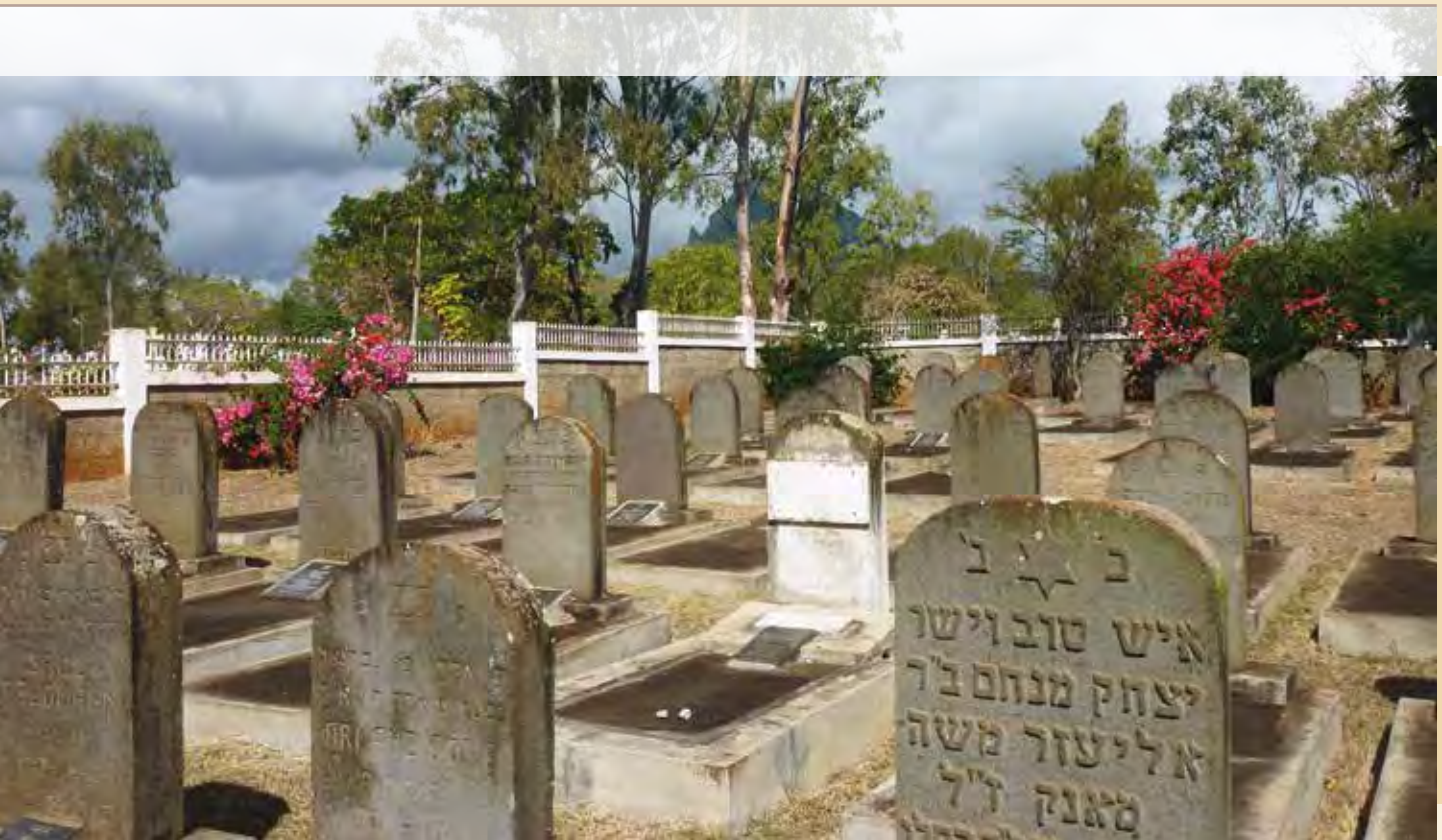
Nicht weniger dramatisch war das Verhalten der britischen Regierung, die mit dem „MacDonald-Weißbuch“ vom Mai 1939 die legale jüdische Einwande-

rung nach Palästina, seit 1920 britisches Mandatsgebiet, ohne Rücksicht auf die Lage der Juden im hitlerdeutschen Machtbereich auf ein absolutes Minimum beschränkte. Für einen Zeitraum von fünf Jahren wurde die Einwanderung von lediglich 75.000 Juden – 10.000 Flüchtlinge pro Jahr und weitere 25.000 Flüchtlinge zusätzlich – gestattet. Jede weitere Zuwanderung jüdischer Flüchtlinge sollte von der Zustimmung der arabischen Bevölkerung Palästinas abhängig sein.

Zur selben Zeit setzten die faschistischen deutschen Machthaber auf die massenhafte jüdische Auswanderung aus ihrem Herrschaftsbereich, die spätestens seit der „Reichskristallnacht“ vom 9. November 1938 den Charakter einer systematischen Vertreibung angenommen hatte. In den knapp sechs Jahren zwischen der Machtübernahme durch die deutschen Faschisten im Januar 1933 und den Pogromen vom November 1938 hatten mehr als 150.000 deutsche Juden ihr Land verlassen. In den zehn Monaten bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs im September 1939 erhöhte sich diese Zahl auf insgesamt 226.000 jüdische Flüchtlinge. Hinzu kamen schätzungsweise 134.000 bis 144.000 jüdische Emigranten aus Österreich und dem „Protektorat Böhmen und Mähren“. Alles in allem mussten bis Kriegsbeginn also etwa 360.000 bis 370.000 Juden – Männer, Frauen und Kinder – den hitlerdeutschen Herrschaftsbereich verlassen, das entsprach einem Drittel der jüdischen Bevölkerung dieses Gebiets im Jahre 1933.

Unter diesen Umständen wurde aus Sicht der verantwortlichen Funktionäre der einschlägigen internationalen jüdischen Organisationen die illegale Einwanderung nach Palästina – „illegal“ im Verständnis der britischen Regierung und der von ihr eingesetzten Mandatsbehörden – zu einem wesentlichen Faktor im Kampf um das Leben und Überleben einer möglichst

auf eine Trauminsel



Der jüdische Friedhof auf Mauritius © Ronald Friedmann

großen Zahl jüdischer Flüchtlinge. So hatten zahlreiche Redner auf dem 21. Zionistischen Kongress in Genf im August 1939 angekündigt, dass der illegalen Einwanderung nach Palästina nunmehr eine wachsende, ja sogar eine entscheidende Rolle zukommen würde.

Es gehört zu den großen Absurditäten der an Absurditäten wahrlich nicht armen Weltgeschichte, dass es in der Frage der illegalen Einwanderung nach Palästina zeitweise gemeinsame Interessen und folglich auch eine – eng begrenzte – Zusammenarbeit zwischen jüdischen Organisationen und den zuständigen deutsch-faschistischen Behörden, insbesondere der Gestapo, gab. Bereits am 4. März 1939 hatte der erste organisierte illegale Transport von insgesamt 280 Juden aus ganz

Deutschland die Reichshauptstadt Berlin mit dem Ziel Palästina verlassen. Eine etwa gleich große Zahl österreichischer Auswanderer schloss sich dem Unternehmen in Wien an. Am 22. April 1939 erreichten die Flüchtlinge die Küste Palästinas und konnten dort mit Hilfe der „Hagana“,² der zionistischen paramilitärischen Untergrundbewegung während der britischen Mandatszeit, unbemerkt an Land gehen und in jüdischen Siedlungen untertauchen.

Dieser Transport von illegalen jüdischen Einwanderern aus Deutschland nach Palästina wurde von der Gestapo und den beteiligten jüdischen Organisationen unter dem Decknamen „Sonder-Hachschara“, kurz „S.H.“, vorbereitet.³ Insgesamt gab es aus Deutschland sieben

solcher abenteuerlichen „S.H.“-Fahrten, die für die rund 1.700 Flüchtlinge aus dem „Altreich“ allerdings nicht immer glücklich endeten.

Die Zahl der jüdischen Palästina-Auswanderer aus Österreich war wesentlich höher. Das lag nicht nur an der schon frühzeitig von den zionistischen Organisationen des Landes betriebenen systematischen und organisierten Vorbereitung der Alijah, also des „Aufstiegs“ in das Land Israel, sondern auch und vor allem an der Tatsache, dass die Gestapo die „Ostmark“, also das okkupierte Österreich, zum Modell der massenhaften Auswanderung oder richtiger: der massenhaften Vertreibung der jüdischen Bevölkerung machen wollte.

Zu diesem Zweck war bereits im August 1938 unter der Leitung von Adolf Eichmann in Wien eine „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ eingerichtet worden. In der Folge verließen zwischen Mai 1938 und Dezember 1940 mindestens 123.500 österreichische Juden ihre vormalige Heimat, allerdings nur etwa 8.900 von

ihnen mit dem Ziel Palästina. Ein Jahr später, im Juli 1939, wurde Eichmann nach Prag versetzt und leitete auch dort den Aufbau einer „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“. Während des Eichmann-Prozesses in Jerusalem beurteilte ein Zeuge diese „Auswanderungszentralen“ so: *Schrecklich. Ich sagte sofort, das schaut aus so nach einer automatischen Fabrik, so zum Beispiel vielleicht einer Mühle, auf der einen Seite komme [sic!] ein Jude herein, der noch Besitztümer hat, der noch einen Laden hat oder ein Bankkonto. Er geht durch das ganze Gebäude durch, von Schalter zu Schalter, von Büro zu Büro, auf der anderen Seite kommt er heraus, seiner ganzen Rechte beraubt, seines Geldes, Kapitals beraubt, nur mit einem Paß, auf dem steht: „Sie haben binnen 14 Tagen das Land zu verlassen, sonst kommen Sie ins Konzentrationslager.“⁴*

Mauritius im Indischen Ozean © Bertelsmann-Atlas
Mauritius © <https://de.wikipedia.org/wiki/Mauritius>;
Eric Gaba

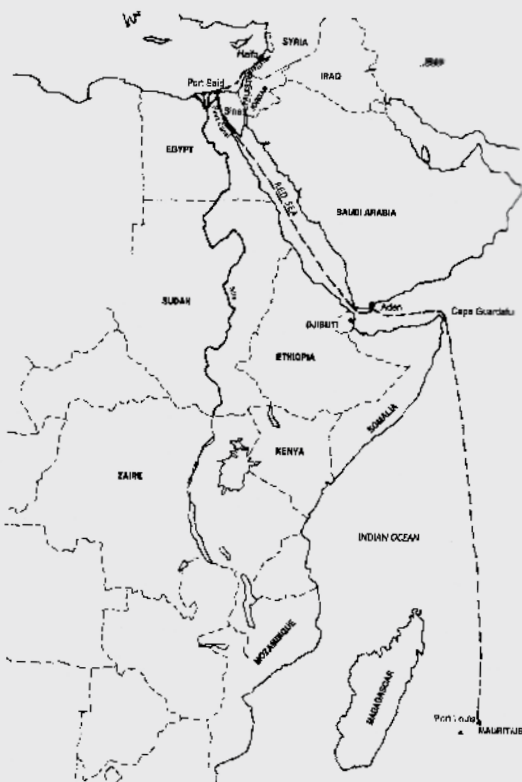


Eine wesentliche Rolle bei der Vorbereitung und Durchführung der massenhaften jüdischen Auswanderung aus dem deutschen Herrschaftsbereich nach Palästina in den Jahren 1939 und 1940 spielte der vormalige Wiener Kommerzialrat Berthold Storfer.⁵ Im Auftrag Eichmanns hatte der katholisch getaufte, nach den „Nürnberger Gesetzen“ aber jüdische Storfer die Flüchtlingstransporte über die Donau, das Schwarze Meer und das Mittelmeer nach Palästina zu organisieren, wobei die politischen und bürokratischen Vorgaben der Nazibehörden seinen Spielraum bestimmten. Erich Frank, bis Mitte 1940 Leiter des deutschen Hechaluz,⁶ dann Leiter einer Berliner Flüchtlingsgruppe, gab nach dem Krieg folgende Einschätzung der Rolle Storfers: *Auf der äußersten Grenze der Zusammenarbeit mit der Gestapo, aber zweifellos auf der zulässigen Seite, stand Storfer in Wien [... Er] leitete die jüdische Auswanderungsstelle [...], mit Erlaubnis der Gestapo, aber in engster Zusammenarbeit mit [Josef] Löwenherz von der Gemeinde. Wir waren damals gegenüber*

seiner Tätigkeit sehr skeptisch, aber offenbar zu unrecht.⁷ Löwenherz, der vormalige Amtsdirektor der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, hatte bereits im Sommer 1940 in einem Brief an Freunde in New York die Flüchtlingstransporte als eine ganz gewaltige Leistung gewürdigt, deren Vollbringung vornehmlich der Zähigkeit und den unermüdlichen Bemühungen des Herrn Storfer zu verdanken ist.⁸

Am 28. August 1940 verließ der letzte von Storfer organisierte Flüchtlingstransport, die „S.H.“-Fahrt VII, mit etwa 3.600 Menschen auf vier behelfsmäßig umgebauten Ausflugschiffen der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft – der „Uranus“, der „Helios“, der „Schönbrunn“ und der „Melk“ – den Hafen von Bratislava, der Hauptstadt der damaligen Slowakei, mit dem Ziel Tulcea, einer Hafenstadt im Mündungsgebiet der Donau in das Schwarze Meer. Die Angehörigen dieser Flüchtlingsgruppe kamen in ihrer großen Mehrzahl aus Deutschland, dort vor allem aus Berlin und München, aus verschiedenen Teilen Österreichs und aus Danzig. Einige von ihnen, wie die Danziger, hatten ihre frühere Heimatstadt buchstäblich erst Stunden vor der Abfahrt von Bratislava verlassen und waren von der Eisenbahn, die sie an die Donau gebracht hatte, direkt auf eines der vier bereits völlig überfüllten Flussschiffe umgestiegen. Andere hatten in Bratislava in provisorischen Unterkünften, der „Slobodarna“ und der „Patronka“, unter elendsten Bedingungen viele Monate auf den Beginn der Reise nach Palästina warten müssen.

Am 10. September 1940 traf der kleine Konvoi in Tulcea ein. Alfred Heller, ein ehemaliger Verleger und Buchdrucker aus München, berichtete: *Im Hafen sah man drei Schiffe, wenn für solche Gebilde diese Bezeichnung noch zulässig erscheint. [...] Es mochten ganz alte Frachter sein, mit leuchtenden Holzverschlagen wie von Kistenbrettern, gelb und ungehobelt, die die Reling des Zwischendecks entlangliefen. Auf dem Oberdeck sah man ebensolche Kasten, aus frischen Brettern zusammengezimmert, und ganz hinten hing ein gleicher Holzkasten, in die Luft hinausragend über dem Heck. [...] Die Fahrzeuge führten weder Flaggen, noch trugen sie Namen. Aber man sah aus der Entfernung Arbeitsleute darauf beschäftigt und schloß, es möchten wohl Arbeitsschiffe sein, für örtliche Arbeiten, Flußkorrektur oder anderes.⁹*



Die Fahrt der „Atlantic“ von Haifa bis Mauritius © Entnommen aus: Geneviève Pitot, Der Mauritius-Schekel. Geschichte der jüdischen Häftlinge auf der Insel Mauritius 1940–1945. Hg. von Vincent C. Frank-Steiner. Berlin 2008

Doch es handelte sich um jene drei vorgeblich hochseetauglichen Schiffe, die „Atlantic“, die „Pacific“ und die „Milos“, mit denen die 3.600 Flüchtlinge die letzte Etappe ihrer Reise, die Überfahrt nach Palästina durch das Schwarze Meer, den Bosphorus und das Mittelmeer, zurücklegen sollten.

Die „Atlantic“ war das größte der drei Schiffe, ein vormals unter griechischer Flagge laufender Frachter von etwa 1.700 Tonnen. Zwar waren auch schon früher Passagiere auf diesem Schiff mitgereist, doch immer nur höchstens ein paar Dutzend, für die auch entsprechende Bedingungen – Kabinen, Speisesäle, Sanitäreinrichtungen usw. – vorhanden waren. Auf den Transport einer so großen Menschenmenge, wie sie die jüdischen Flüchtlinge von der „Helios“ und der „Schönbrunn“ bildeten, war die „Atlantic“ völlig unzureichend vorbereitet. Ähnlich verhielt es sich mit der „Pacific“ und der „Milos“, die die Passagiere der „Uranus“ und der „Melk“ aufnehmen sollten. Beide waren etwa 700 Tonnen groß und ebenfalls Frachtschiffe, die kaum für den Transport von Menschen geeignet waren.

Am 14. September 1940 begann das Umsteigen der Passagiere, das ungefähr drei Tage dauerte. Dennoch verließen die drei Schiffe erst am 7. Oktober 1940 den Hafen von Tulcea, denn zunächst musste die Frage der Flagge geklärt werden – es wurde schließlich die Flagge Panamas gesetzt – und es musste eine Mindestzahl von Seeleuten gefunden werden, die bereit waren, auf den drei „Seelenverkäufern“ für die Fahrt nach Palästina anzuheuern.

Bei der Abfahrt der drei Schiffe waren weder ausreichend Kohle noch Lebensmittel an Bord. Immer wieder mussten Zwischenstopps eingelegt werden, um die Vorräte zu ergänzen, so in Istanbul und auf der Insel Kreta. Obwohl die Flüchtlinge bereits vor ihrer Abreise horrenden Summen für die Überfahrt hatten bezahlen müssen, wurden sie gezwungen, auch diese Kosten zu übernehmen. Doch trotz aller Widrigkeiten traf die „Pacific“ am 1. November 1940 im Hafen von Haifa ein, die „Milos“ folgte ihr zwei Tage später.

Zu diesem Zeitpunkt lag die „Atlantic“ noch immer im Hafen von Heraklion auf Kreta fest. Nach dem Ausbruch des Krieges zwischen Italien und Griechenland war auch das östliche Mittelmeer zum Kriegsgebiet geworden und die Besatzung der „Atlantic“ weigerte sich, die Fahrt fortzusetzen. Letztlich übernahmen die Flüchtlinge selbst die Verantwortung für das Schiff und die Weiterreise, ein früherer tschechoslowakischer Offizier und Pilot wurde de facto zum Kapitän der „Atlantic“. Am 7. November 1940 konnte die Fahrt schließlich



Passierschein, der verheirateten Frauen nach Einführung des „Familienlebens“ ab Juli 1942 ausgestellt wurde.
© Privatarchiv Kitty Drill. Entnommen aus: Geneviève Pitot, *Der Mauritius-Schekel. Geschichte der jüdischen Häftlinge auf der Insel Mauritius 1940-45*. Hg. von Vincent C. Frank-Steiner. Berlin 2008

fortgesetzt werden. Da jedoch noch immer Kohle für eine sichere Überfahrt nach Palästina fehlte und bereits alles Brennbares an Bord verfeuert worden war, um das Schiff in Bewegung zu halten, steuerte die „Atlantic“ zunächst Zypern an, wo es erneut einen mehrtägigen Zwangsaufenthalt gab. Erst am 24. November 1940, fast drei Monate nach der Abfahrt von Bratislava, erreichten die 1.600 jüdischen Flüchtlinge an Bord der „Atlantic“ die Küste von Palästina. Doch ihr Leidensweg war damit keineswegs beendet.

Die britischen Behörden hatten bereits Anfang September 1940 durch Geheimdienstberichte Kenntnis davon erhalten, dass ein großer jüdischer Flüchtlingstransport auf dem Weg nach Palästina war und dass die mehreren tausend Mitglieder dieses Transports versuchen würden, illegal einzureisen. Dieser Transport, so vermutete man in London und Jerusalem, könnte der Auftakt zu einer ganzen Welle ähnlicher Unternehmen sein, mit denen möglicherweise mehrere hunderttausend illegale jüdische Einwanderer nach Palästina gelangen könnten. In den folgenden Wochen kamen es daher zwischen London und Jerusalem zu einem regen Austausch über das weitere Vorgehen. Es sollte ein Exempel statuiert werden, um weitere illegale Einwanderer dauerhaft abzuschrecken. Am 17. Oktober 1940 verfügte der britische Hohe Kommissar in Palästina,



Mit der Atlantic auf dem Weg nach Mauritius.
Links: Sämtliche entbehrlichen Holzteile werden verbrannt. © Privatarchiv A. Sherman. Entnommen aus: Geneviève Pitot, *Der Mauritius-Schekel. Geschichte der jüdischen Häftlinge auf der Insel Mauritius 1940–45.* Hg. von Vincent C. Frank-Steiner. Berlin 2008

sen gegenüberstand, genehmigte die Maßnahmen unter der Voraussetzung, dass die Flüchtlinge *nicht solchen Bedingungen unterworfen würden, denen sie gerade entflohen waren, und dass ihre Behandlung in Mauritius äußerst rücksichtsvoll sei.*¹⁰

Erst eine Woche später erfuhr Churchill, dass die Unterbringung tatsächlich in einem *Konzentrationslager mit Stacheldraht und Wachen* erfolgen sollte. Er zog daraufhin sein Einverständnis zurück und verlangte, diese Maßnahme erst gegen *künftige illegale Einwanderer anzuwenden und diejenigen, die sich bereits im Lande befinden, nach einer gründlichen Überprüfung den Aufenthalt zu gestatten.*¹¹

dass alle illegalen Einwanderer für unbestimmte Zeit zu internieren seien, bis über ihr weiteres Schicksal, also ihre Deportation in eine britische Kolonie, entschieden würde.

Zwar hatte der britische Gouverneur von Australien die Aufnahme jüdischer Flüchtlinge aus Gründen der Machbarkeit abgelehnt, doch aus Mauritius war bereits Ende Oktober 1940 die Aufnahme von etwa 1.500 Flüchtlingen und weiteren 2.500 innerhalb der folgenden sechs Monate zugesagt worden.

Am 13. November 1940 wurde der britische Premierminister Winston Churchill routinemäßig über das Eintreffen des illegalen Flüchtlingstransports in Palästina und über die geplanten Maßnahmen informiert. Churchill, der der zionistischen Bewegung stets aufgeschlos-

**MIT DER
AK NIEDERÖSTERREICH
BESTENS BERATEN.**

Markus Wieser
AK Niederösterreich-Präsident

noe.arbeiterkammer.at
facebook.com/AK.Niederosterreich

Doch Churchills Veto kam wenige Stunden zu spät: In Palästina gipfelten die bereits seit Tagen andauernden Proteste der jüdischen Bevölkerung gegen die geplante Deportation ihrer eben eingewanderten Landsleute an diesem 20. November 1940 in einem allgemein befolgten Generalstreik.

In dieser Situation hätte die Verwirklichung der Direktive Churchills ein im Verständnis der britischen Mandatsbehörden unerträgliches und politisch nicht vertretbares Nachgeben gegenüber den erklärten Forderungen der jüdischen Bevölkerung Palästinas bedeutet. Diesem Gedanken folgte auch Churchill, der am 22. November 1940 bestätigte: *Wenn die Maßnahme bereits angekündigt ist, muß sie auch durchgeführt werden.*¹²

Zu diesem Zeitpunkt waren die Flüchtlinge von der „Pacific“ und der „Milos“ bereits auf die „Patria“ gebracht worden, ein 12.000 Tonnen großes Frachtschiff, das im Hafen von Haifa bereitlag, um die in Palästina offiziell unerwünschten Immigranten nach Mauritius zu transportieren.

Wenige Stunden bevor das Umsteigen der Flüchtlinge von der gerade erst eingetroffenen „Atlantic“ beginnen sollte, veränderte ein blutiges Ereignis die Lage: In den Morgenstunden des 25. November 1940 explodierte an Bord der „Patria“ eine Sprengladung, die von Aktivistinnen der „Hagana“ dort platziert worden war. Ihr Plan, das Schiff nur so weit zu beschädigen, dass eine längere Reparaturzeit für neue Verhandlungen mit der britischen Regierung geben würde, schlug fehl: Die „Patria“ sank innerhalb weniger Minuten im Hafen von Haifa, mehr als 200 Menschen fanden den Tod.

Erst jetzt lenkten die britischen Behörden ein. Die Überlebenden der „Patria“-Katastrophe durften als „Schiffbrüchige“ nun doch in Palästina bleiben.¹³

Doch für die rund 1.600 Flüchtlinge an Bord der „Atlantic“ gab es kein Erbarmen, sie wurden nach Mauritius deportiert, wo sie am 26. Dezember 1940 eintrafen. Ihr „Zuhause“ für die folgenden fast fünf Jahre war das ehemalige Zentralgefängnis von Mauritius nahe der Stadt Beau Bassin, ein finsterner Bau, Anfang des



Im Kindercamp auf Mauritius
© Amnon Berthold Klein

Rechts: Kindergarten auf Mauritius © Chava Guez



19. Jahrhunderts aus groben Basaltblöcken errichtet. Die Männer wurden in den beiden Zellenblöcken untergebracht, für die Frauen und Kinder entstand innerhalb des Gefängnisses ein Hüttendorf.

Das Lagerregime war nicht absichtsvoll grausam, doch von vielen kleinlichen und schikanösen Regelungen bestimmt, die das ohnehin harte Leben in der Internierung noch schwerer machten. Erst Mitte 1942 beispielsweise wurde die strenge Trennung nach Geschlechtern aufgehoben, durften sich Ehepaare wiedersehen, konnten die Kinder ihre Väter und älteren Brüder treffen. Zeitweise war die Lektüre einheimischer Tageszeitungen verboten, oder es war der Empfang der BBC nicht gestattet. Die Bewegungsfreiheit der Internierten auf der Insel blieb bis weit in das Jahr 1945 durch rigorose Ausgangsbestimmungen eingeschränkt. Die private Post wurde ohne jede Begründung oft monatelang zurückgehalten. Auch die Versorgung mit Lebensmitteln und Bekleidung – die meisten Internierten hatten auf der Flucht mitunter das letzte Hab und Gut verloren und besaßen buchstäblich nur noch das, was sie auf dem Leib trugen – war, selbst gemessen an den Bedingungen des Krieges, völlig unzureichend.

Doch das *Schlimmste an der ganzen Internierung ist wohl der seelische Zustand*, schrieb einer der Internierten Anfang 1942 in einem Rückblick auf das erste Jahr auf Mauritius. Und er fuhr fort: *Das Leben hier zehrt und zerrt an den Nerven. Manchmal bedrücken einen die Mauern und das Eingesperrtsein, dann verzehren einen Sorgen um die Angehörigen. Es kommen Depressionszustände, daß man hier die besten Jahre ungenützt verbringt, dann ist einem vor unserer Zukunft bange. Bei manchen äußert sich der Zustand in einer Apathie, andere suchen ihn durch „Blödeln“ zu übertauchen. Bei vielen ist eine große Überreiztheit und Nervosität die Folge. Leider tragen wir durch überflüssiges Lärmen viel dazu bei, unsere Nerven zu ruinieren.*¹⁴

Doch zum Glück gab es unter den Internierten nicht wenige Menschen, die selbstlos dafür Sorge trugen, dass die Internierten faktisch vom ersten Tag ihrer Gefangenschaft an den Unbilden des Alltags auf die unterschiedlichste Art und Weise durch eigenes Handeln entgegentraten. Im Lager entstanden Werkstätten, die für den eigenen Bedarf, aber auch für den einheimischen Markt zum Beispiel Holzspielzeug, Pinsel und Bürsten aller Größen, Gürtel, Schnallen usw. produzierten. Auf einer kleinen Fläche auf dem Gefängnisgelände wurden Obst und Gemüse für den Verbrauch im Lager angebaut. Eine Volksuniversität wurde gegründet, in der hebräischer, englischer und sogar arabischer Sprachun-

terricht erteilt wurde und in der es Veranstaltungen zur jüdischen Geschichte und Kultur gab. Fast zwei Jahre lang erschienen die „Camp News“, eine mit einfachsten Mitteln produzierte Zeitung, die über das Leben im Lager, aber auch über die Ereignisse in Palästina und an den Schauplätzen des Zweiten Weltkriegs berichtete.

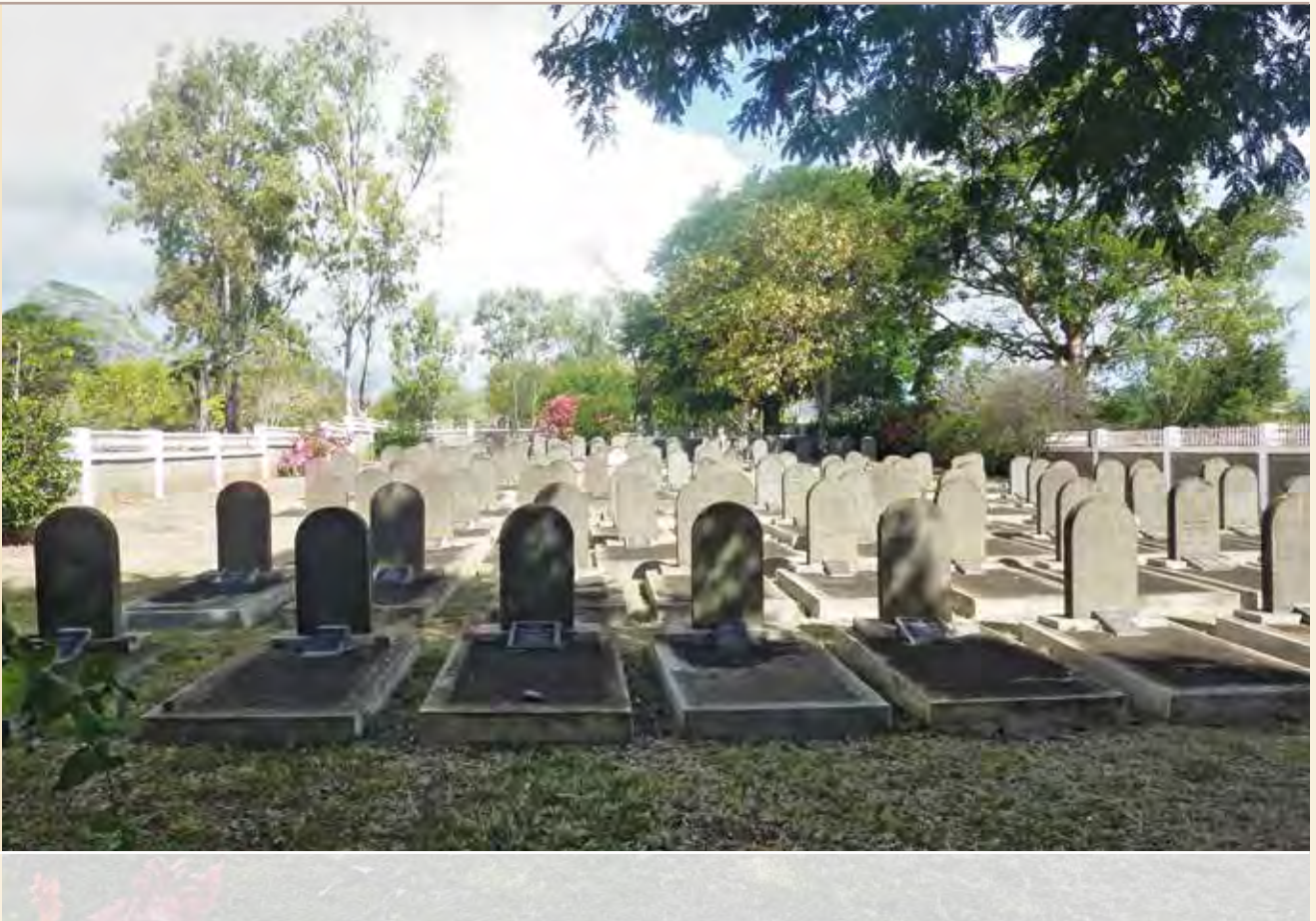
Es gab im Camp Ausstellungen mit kunstgewerblichen Erzeugnissen der „Lagerindustrie“ und mit Grafiken, die die Geschichte der Flucht und der Internierung in Mauritius erzählten. Für die Kinder und Jugendlichen wurde eine Schule eingerichtet, in der neben den Grundfächern wie Lesen, Schreiben und Rechnen auch Religion, Hebräisch, jüdische Geschichte und Landeskunde Palästinas zum Unterricht gehörten. Im Lager entstand die „Zionistische Vereinigung von Mauritius“ (ZAM), die den Kontakt zu den zionistischen Organisationen in Palästina, Großbritannien und in anderen Teilen der Welt herstellte und so ihren Beitrag für die spätere Rückkehr der Internierten in das Gelobte Land leistete. Die ZAM organisierte Spendensammlungen

Ottenstein
— HOTEL —

Schlossrestaurant
Bootsbetrieb



Peygarten Ottenstein 60, 3532 Rastendorf
Tel +43 (0)2826 251, rezeption@hotelottenstein.at
www.hotelottenstein.at



Was vom „Exil“ auf
Mauritius geblieben ist.
© Ronald Friedmann

für den Aufbau des jüdischen Gemeinwesens in Palästina, und sie setzte sich dafür ein, dass Freiwillige aus dem Lager schließlich in der „Jüdischen Brigade“, einer speziellen Einheit innerhalb der britischen Streitkräfte, Dienst leisten durften.

Ein besonderes Kapitel war die „Politik im Lager“, ein Begriff, der die Zusammenarbeit oder die (zeitweilige) Verweigerung der Zusammenarbeit der Internierten mit der Lagerkommandantur beschrieb. Denn von Anfang an war es das erklärte Ziel der Behörden gewesen, die Internierten in die sogenannte Selbstverwaltung des Lagers einzubeziehen, doch nur in der Absicht, die Verantwortung für bestimmte unangenehme Entscheidungen an die Vertreter der Internierten zu „delegieren“. Aus dieser Konstellation ergab sich ein ständiges Konfliktpotential, das letztlich erst beseitigt wurde, als die Rückkehr der Deportierten nach Palästina bereits beschlossen

war. Natürlich waren nicht alle Internierten in die zahlreichen Aktivitäten des Lagerlebens einbezogen, und natürlich gab es auch Zeiten, in denen Apathie und Hoffnungslosigkeit die bestimmenden Faktoren im Camp waren. Doch: *Die guten Elemente*, so zog Aaron Zwergbaum, der Sekretär der ZAM knapp fünfzehn Jahre nach der Rückkehr von Mauritius Bilanz, *waren die deutliche Mehrheit im Lager, und die setzten die Maßstäbe, nach denen unsere Gemeinschaft bewertet werden muß.*¹⁵

Nach genau 1.692 Tagen endete schließlich die Internierung auf Mauritius. Überglücklich kehrten die Menschen im August 1945 nach Palästina zurück, wo sie als erste größere Einwanderergruppe nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs stürmisch begrüßt wurden. Fast sechs Jahre hatte ihre Flucht vor dem Tod gedauert, doch nicht alle waren entkommen: Der Friedhof, den die Internierten auf Mauritius zurückließen, zählte 124 Gräber. Noch heute kann man dort auf den Grabsteinen die Namen lesen: Anita Hirschmann aus München, Julius Elias aus Berlin, Jakob Rittberg aus Dresden, Karl Spitz aus Wien, Bernhard Friedmann aus Danzig ...

Anmerkungen

- 1 Alfred Heller, Internierter auf Mauritius, in einem undatierten Brief (wahrscheinlich 1944) an einen hochrangigen britischen Regierungsvertreter. In: Alfred Heller, Dr. Seligmanns Auswanderung. Der schwierige Weg nach Israel. München 1990, S. 341.
- 2 Wörtlich: die Verteidigung.
- 3 Das hebräische Wort „Hachschara“ war die Bezeichnung für „Vorbereitung“, ein Begriff, der alle Aktivitäten zur „Tauglichmachung“ jüdischer Auswanderer auf ihr Leben als künftige Siedler in Palästina beinhaltete. Das „Sonder-“ sollte deutlich machen, dass es sich um illegale Einwanderung nach Palästina handelte.
- 4 So zitiert in Friedrich Karl Kaul, Der Fall Eichmann. Berlin (DDR) 1963, S. 327f.
- 5 Geboren 16. 12. 1880 in Czernowitz, am 26. 11. 1943 nach Auschwitz deportiert (www.doew.at, Opferdatenbank,), 1944 vermutlich durch Erschießen ermordet: Gabriele Anderl, Storfer, Berthold: http://www.biographien.ac.at/oeb/oebl_S/Storfer_Berthold_1880_1944.xml (18. 3. 2016).
- 6 Wörtlich: Der Pionier. Der Hechaluz war ein 1917 gegründeter zionistischer Weltverband zur Vorbereitung und Durchführung der Einwanderung nach Palästina.
- 7 Erich Frank, Vorladung der Repräsentanten der jüdischen Dachorganisationen in Berlin, Wien und Prag vor die Gestapo in Berlin (Eichmann) im März 1940; Bericht in der Sitzung des „Kreises von Zionisten aus Deutschland“ am 2. April 1958 in Jerusalem, aufgenommen von Kurt Jakob Ball-Kaduri, in Kurt Jakob Ball-Kaduri, Illegale Judenauswanderung aus Deutschland nach Palästina 1939/40 – Planung, Durchführung und internationale Zusammenhänge. In: Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv IV (1975), S. 419ff.
- 8 So zitiert in Herbert Rosenkranz, Verfolgung und Selbstbehauptung. Die Juden in Österreich 1938–1945. Wien-München 1978, S. 224.
- 9 Heller, Dr. Seligmanns Auswanderung (wie Anm. 1), S. 221f.
- 10 So zitiert in Michael J. Cohen, Churchill and the Jews, 1900–1948. New York 2013, S. 281.
- 11 Ebenda.
- 12 Ebenda, S. 282.
- 13 Der nachfolgende Abschnitt wurde bereits auf www.spiegel.de/einestages/juden-auf-mauritius-a-948454.html (18. 3. 2016) veröffentlicht.
- 14 Aaron Zwergbaum, Die Alijah von Bratislava nach Mauritius. Ein Tagebuch. O.O., o.J. [Mauritius 1941], S. 5.
- 15 Aaron Zwergbaum, Exile in Mauritius. In: Yad Vashem Studies IV (1960), S. 191–257, hier S. 234.

Weiterführende Literatur

- Ronald Friedmann, Exil auf Mauritius 1940 bis 1945. Das Schicksal emigrierter Juden. Report einer „demokratischen“ Deportation. Berlin 1998.
- Gabriele Anderl, 9096 Leben. Der unbekannte Judenretter Berthold Storfer. Berlin 2012.
- Karl Lenk, The Mauritius Affair. The Boat People of 1940/41. London 1993.
- Geneviève Pitot, Der Mauritius-Schekel. Geschichte der jüdischen Häftlinge auf der Insel Mauritius 1940–1945. Berlin 2008.
- Rachel Springmann-Ribak, Sweet Lemons. Memories from an Internment Camp on Mauritius (1940–1945). Tucson 2011.

4 Jahre und 8 Monate waren wir in Mauritius

Interview mit Wilma Tok, geb. Hoffmann, und ihrer Schwester Erika Hoffmann aus Murstetten bei Böheimkirchen (Niederösterreich), geführt von David Sharon (Stern), am 3. 1. 1999 in Kfar Ruppin (Israel)¹

Wilma Tok

Drei Monate waren wir nur am Schiff, auf der Atlantic. Wie wir schon nach Zypern gekommen sind, war gerade Jom haKippurim. Da war ein schrecklicher Sturm, wir dachten schon, wir kentern. Drei Schiffe waren wir, nebeneinander, wir dachten, wir gehen sowieso unter. Wir haben von Weiten zwei Schiffe gesehen, denen haben wir SOS gefunkt. Wir hatten nichts zu heizen, wir verheizten alles Holz. Das waren englische Schiffe, die haben uns geholfen.

Wir kamen im Dezember in Haifa an, man hat uns nicht hereingelassen. Wir waren doch illegal, wir waren praktisch gefangen. In Haifa ist ein riesengroßes Schiff gestanden, die Patria. Die Patria sollte von allen drei Schiffen die Menschen aufnehmen, das war schon geplant, uns damit wegzuschicken. Wir waren also noch auf der Atlantic, Erika immer unter den Ersten zum Runtergehen. Aber der Papa hat gesagt: Du immer mit deinen Ersten! Es sind so viele Leute da, man wird uns nicht vergessen da! So hat uns der Papa wieder gerettet. Denn wir sollten gerade

überschifft werden, da haben wir einen Riesenbumm gehört, ein Riesenloch im Schiff. 200 Menschen sind untergegangen, vor allem die Älteren, die nicht schwimmen konnten! In zwei Minuten ist es umgekippt, es stand lange, lange im Hafen von Haifa. Wir waren gerade beim Rausfahren zum Überführen!

So hat man uns in den Hafen gebracht. Die Überlebenden auf der Patria waren Schiffbrüchige, und die mußte man ins Land lassen, das war ein Gesetz. Und uns hat man nach Athlit gebracht, getrennt von denen von der Patria. Dort waren wir 10 Tage. Dann gab es ein Gerücht, daß man uns weitertransportieren soll. In der letzten Nacht hat man uns geraten, alle sollen splitternackt im Bett liegen, die Engländer werden uns dann nicht wegschicken. Aber mein kluger Vater, wie er immer war, hat uns immer gerettet. Er hat gesagt: Kinder, was haben wir denn noch? Einen Rucksack und einen kleinen Koffer. Die Engländer haben uns doch alles weggeschnappt. Ziehts euch an, geht's wie Menschen, machts nicht alles, was man euch sagt. Nehmts doch die paar Sachen, die wir noch haben, mit euch mit. Und so haben wir es gemacht. Und man hat sie weggeschickt! Splitternackt – die Männer hat man geschleudert auf den Strand, eine Decke drübergeschmissen, sie haben sich gewehrt. Man hat sie wie Tiere auf die Autos raufgeschmissen.



24. 11. 1940: Die Atlantic erreicht Eretz Israel
© Privatarshiv A. Sherman. Entnommen aus:
Geneviève Pitot, Der Mauritius-Schekel. Ge-
schichte der jüdischen Häftlinge auf der Insel
Mauritius 1940–45. Hg. von Vincent C. Frank-
Steiner. Berlin 2008.

In Haifa hat man Alarm gemacht und man hat keine Menschenseele auf der Straße gesehen, als wir durchgefahren sind. Im Hafen hat man jeden Wertgegenstand weggenommen, die Engländer! Ein Haufen Sachen ist dort gelegen, auch Messer und Scheren, damit man nichts anstellen konnte. Auch Bilder waren dort, Familienfotos. Dann hat man uns auf das Schiff gebracht, auf die New Zealand, auch wieder zwei große Schiffe. Die Engländer haben sich sehr bemüht, Familien zu trennen, den Mann auf dem einen und die Frau auf dem anderen Schiff. Wir haben natürlich den Papa gesucht – er war auf dem anderen Schiff. Wir waren unten im Bunker, wieder auf Strohsäcken geschlafen, einer neben dem anderen wie die Sardinen, drei Wochen hat die Fahrt gedauert. Jeden Tag hab ich überall



gesucht habt's den Papa gesehn? Dann wußten wir schon, er war auf dem anderen Schiff. Schließlich hat mich ein Engländer erwischt – man durfte nicht mit den Männern reden! Hab ich einen Flic gekriegt, daß ich gleich auf die andere Wand geflogen bin. Das Essen war auch nicht gut.

Im Dezember oder Jänner sind wir nach Mauritius gekommen, dort war Hochsommer. Wir waren alle warm angezogen, dann haben wir nicht gewußt, was wir alles ausziehen sollen. Das Männercamp dort war ein Gefängnis für Schwerverbrecher, mit Einzelzellen. Jeder hat seine Zelle gehabt, das war gut für das Wetter. Oft hat uns ein Zyklon erwischt. Für die Frauen hat man Wellblechbaracken aufgestellt, wir haben die Männer beneidet! Einmal am Tag durften wir uns für zwei Stunden am Fußballplatz treffen. Es war schwer dort, aber ehrlich gesagt, für mich war es nicht so schwer. Wie alt war ich, dreizehn Jahre? Für mich war das, wie soll ich sagen, Erlebnis. Die Erika war ja krank, sie hatte so starken Typhus, und der Papa war schon über sechzig, er hat gelitten. Aber während der Zeit hat man angefangen, sich im Camp Arbeit zu suchen. Man hat eine Bäckerei aufgemacht, eine Schneiderei, verschiedene Sachen, auch für Geld. Man mußte sich auch etwas Essen zukaufen, denn das Essen war schrecklich dort. Man hat so eine Art Kantine aufgemacht, die haben wir selbst geführt. Butter und Eier konnte man kaufen. Eine Schule hat man gemacht, gelernt hat man nichts dort. Ich bin dort in die Schule gegangen. Nur über Afrika hat man gelernt. Die Lehrer waren von uns, Gefangene. Wir wußten nicht, wann man uns befreien wird, wohin man uns schicken wird. Nur Englisch hat man gelernt, weil



Links: Im Lager Atlith bei Haifa © Privatarchiv. Entnommen aus: Christoph Lind „...sind wir doch in unserer Heimat als Landmenschen aufgewachsen“



Rechte Seite: Das Gefängnis von Beau Bassin. Links: die Tür zum Frauenbereich © Privatarchiv A. Sherman. Entnommen aus: Geneviève Pitot, Der Mauritius-Schekel. Geschichte der jüdischen Häftlinge auf der Insel Mauritius 1940–45. Hg. von Vincent C. Frank-Steiner. Berlin 2008

viele Kreolen dort waren. Die Chinesen waren auch dort, die reichsten Leute mit herrlichen Geschäften, auch Inder, Franzosen und Engländer, die waren ganz abgedondert von den Eingeborenen. Im Camp war z. B. ein Arzt, seine Frau war Französin und er war Kreole. Sie waren nicht zur Gesellschaft zugelassen.

Wir waren in der Hafenstadt, schrecklich schmutzig, wo das Camp war. Wir haben noch Glück gehabt, denn dieser Arzt, der Kreole, hat uns sehr viel geholfen. Der Papa hat Malaria gehabt, zweimal im Jahr, eine gewisse Art von einer starken Malaria. Der Arzt hat mit Medikamenten geholfen und sich auch sonst sehr viel um uns gekümmert. Wir haben immer Masl gehabt.

Fünf Jahre waren wir dort, dann haben uns die Engländer hergebracht. Im August 45. Bis dorthin wußten wir nicht, wohin sie uns bringen, wir dachten, sie bringen uns nach Europa zurück. Am Schiff haben wir es dann schon gewußt. Vom Krieg haben wir kaum etwas erfahren. Es gab einen einzigen Lautsprecher im Camp, und das war auf Englisch, das hat nicht jeder verstanden.

MENSCHENRECHTE BRAUCHEN HALTUNG



David Ellensohn



Jennifer Kickert



Birgit Meinhard-Schiebel



Erika Hoffmann

Vorher war das noch mit der Patria, das Schiff, mit dem wir hätten nach Mauritius fahren sollten. Ich bin an Deck gestanden mit einem Tschechen und hab gesagt: Schau, das Schiff hat so Schlagseite, das liegt doch schon fast im Wasser. 200 Menschen sind auf diesem Schiff umgekommen! Ertrunken und von Trümmern erschlagen! Die Hagana hat Sprengstoff gelegt, sie wollten nicht so viel anstellen, aber das Schiff hat nichts mehr ausgehalten. Wir waren glücklicherweise nicht oben, wir waren noch auf dem Schiff, auf dem wir angekommen sind. Ich hab immer geklagt, wann kommen wir endlich weg, und der Papa hat immer gesagt: Wir haben Zeit, man wird uns nicht übrig lassen.

Die Überlebenden dieses Schiffes hat man als Gestrandete angesehen, und es war ein Gesetz, daß man Gestrandete nicht wegschicken darf.

Die letzten Tage hat man plötzlich einen Riesenzaun aufgestellt und die Gestrandeten von uns separiert. Eines Abends sind die Engländer gekommen und haben uns gesagt, wir sollen uns für morgen früh bereitmachen, anziehen und zusammenpacken für sechs Uhr früh, man führt uns weg. Man hat uns mit Lastautos nach Haifa gebracht, auf zwei Schiffe nach Mauritius. Drei Wochen waren wir unterwegs, vor uns waren Minensucher, es war ja alles im Krieg. Vier Jahre und acht Monate waren wir in Mauritius! Wir sind hingekommen, da war das Camp erst halb fertig. eine Baracke war ohne Dach, eine ohne Fenster, ohne Tür. Viele sind schon mit Typhus hingekommen. Wir dachten, es wäre für eine kurze Zeit, aber nachher hat man gesehen, das ist ja ohne Ende. Man hat Werkstätten eingerichtet, Nähstuben, mein Mann hat mit noch einem eine Silberschmiede aufgemacht, da haben sie verschiedene Sachen aus Schildpatt gemacht. Sie haben das auf der Insel verkauft und ganz gut dabei verdient. Sie haben sogar Lehrburschen genommen. Ich bin in eine Nähwerkstätte gegangen und hab Kleider genäht. Und dreieinhalb Jahre von diesen knappen fünf Jahren war ich im Spital. Ich hab Typhus und Malaria gehabt, schrecklich. Am 26. August 1945 sind wir her ins Land gekommen.

Wilma (Wilhelmine), Erika und ihr Vater Karl Hoffmann verließen Mauritius am 26. August 1945.

Anmerkung

¹ Publiziert in Christoph Lind, „...sind wir doch in unserer Heimat als Landmenschen aufgewachsen...“. Der „Landsprengel“ der Israelitischen Kultusgemeinde St. Pölten: Jüdische Schicksale zwischen Wienerwald und Erlauf. Linz 2002, S. 74–78.



Wandern im Garneratal, Montafon
© Foto: Dietmar Denger/Vorarlberg Tourismus

Vorarlberg ist ein weltoffenes, kunstsinniges Land im äußersten Westen Österreichs. Alpenidylle und pulsierendes Kulturzentrum zugleich. Anregend und bewegungsfreudig.

Hier faszinieren die Landschaften mit großem Variantenreichtum – sanft zeigt sich das Land an den Ufern des Bodensees, eindrucksvoll alpin in der Bergwelt von Arlberg, Silvretta und Rätikon. Ein reizvolles Wechselspiel von weiten Tälern, imposanten Bergen, lebendigen Kleinstädten und malerischen Bergdörfern, noch dazu auf so angenehm überschaubarem Raum.

Vorarlberg lädt seine Besucher ein, Neues zu entdecken, Neues auszuprobieren und ganz besondere Momente zu erleben. Bei den zahlreichen hochkarätigen Kulturveranstaltungen, wie den Bregenzer

Vorarlberg entdecken

Festspielen oder der Schubertiade. Bei der Auseinandersetzung mit der überraschend modernen (Holz-) Architektur. Beim Genießen der kreativ-regionalen Küche in den vielen ausgezeichneten Restaurants und Wirtshäusern oder bei inspirierenden Ausflügen in der Natur. Denn in Vorarlberg führen die Wanderwege nicht einfach nur auf Berge hinauf. Viele Wege erzählen Wissenswertes über die Geschichte, die Natur und die Lebenskunst.

Vorarlberg Tourismus: Postfach 99, 6850 Dornbirn
Tel. + 43 (0)5572 / 377033-0, F 377033-5
info@vorarlberg.travel | www.vorarlberg.travel

Jüdisches Museum Hohenems

Eingerichtet in der 1864 erbauten Villa Heimann-Rosenthal spannt das Jüdische Museum Hohenems den Bogen vom 17. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Dauerausstellung und Sonderschauen thematisieren Vergangenheit und Gegenwart zwischen Migration und Heimat, Tradition und Veränderung. Das Museum bietet mehrsprachige Audioguides, Videoterminals und eine Kinderausstellung für Kinder ab 6 Jahren. Im Museumscafé werden die Besucher mit jüdischem Hochzeitskuchen und Kaffee, Bagels und koscherem Wein verwöhnt.

Öffnungszeiten Museum und Café

Di-So und an Feiertagen 10.00–17.00 Uhr

Jüdisches Museum Hohenems
Schweizer Straße 5, 6845 Hohenems
Telefon +43 05576 73989-0
office@jm-hohenems.at
www.jm-hohenems.at

Öffentliche Führungen

jeden 1. Sonntag im Monat von 11.30 bis 12.30 Uhr



© Foto: Dietmar Walser, 2016

Aktuelle Ausstellung

Übrig.

10. April bis 2. Oktober 2016

Eine Ausstellung im Jüdischen Museum Hohenems

Seit 25 Jahren sammelt das Jüdische Museum Hohenems Zeugnisse jüdischer Geschichte in Vorarlberg, Tirol und im weiten Bodenseeraum – und damit eine exemplarische Geschichte der Diaspora. Alle Objekte, die ihren Weg ins Museum finden, stehen für eine Unterbrechung in der Geschichte ein. Manche Objekte sind aufgeladen mit widersprüchlichen Deutungen, mit Inbesitznahmen und Verleugnungen. Mit der Ausstellung „Übrig“ gibt das Museum Einblick in den Reichtum unterschiedlicher Formen des Erinnerns und Vergessens, dessen materielle Spuren die Sammlung des Museums bewahrt.

Leben

Das International Children's

Jim G. Tobias

Wohnen im International Children's Center © nurinst-archiv

Das Internationale Children's Center im Kloster Indersdorf 1945–1946 © Privatarchiv Anna Andlauer



Uns kam das Kloster Indersdorf wie ein Palast vor, erinnert sich Schmuël Reinstein, und endlich genug zu essen, passende Kleidung! Wir fühlten uns wie im Paradies, nachdem was wir durchgemacht hatten.¹ Der 1931 in Polen geborene Junge hatte die Konzentrationslager Groß-Rosen, Buchenwald und Flossenbürg überlebt und war auf einem Todesmarsch in der Nähe der Ortschaft Stamsried (Oberpfalz) befreit worden. US-amerikanische Soldaten kümmerten sich zunächst um den damals 14-Jährigen; für etwa ein Jahr, bis zu seiner Einwanderung nach Erez Israel im Frühjahr 1946, fand er Unterkunft und Zuneigung im Internationalen Kinderzentrum Kloster Indersdorf.

Kloster Indersdorf, in der gleichnamigen oberbayerischen Marktgemeinde gelegen, war lange Zeit der geistige und wirtschaftliche Mittelpunkt im heutigen Landkreis Dachau. Die Gründung des Augustiner-Chorherrenstifts geht auf das Jahr 1120 zurück. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts übernahm die Gemeinschaft der Salesianerinnen das Gebäude und unterhielt hier eine Schule für Mädchen. 1856 folgten die Barmherzigen Schwestern, die gleichfalls Kinder und Jugendliche betreuten. Nach über 80 Jahren mussten die Nonnen 1938 das Kloster räumen und die Gebäude der „Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt“ (NSV) beziehungsweise dem „Bayerischen Landesverband für Wander- und

nach dem Überleben.

Center im Kloster Indersdorf



Heimatdienst“ übergeben, der in dem riesigen Komplex ein Jugenderziehungsheim betrieb.² Ab 1944 wurde auf dem Klostergelände, in einer eigens dafür errichteten Baracke, eine sogenannte Ausländerkinder-Pflegestätte untergebracht. Hinter diesem beschönigenden Begriff verbarg sich eine Anstalt, in der „fremdrassige“ Kinder planmäßig zu Tode „gepflegt“ wurden. Ende 1942 hatte Reichsführer SS Heinrich Himmler verfügt, dass die ausländischen Zwangsarbeiterinnen ihre Kinder entweder in speziellen Entbindungsheimen zur Welt bringen müssten oder aber ihren Nachwuchs sofort nach der Geburt in den dafür vorgesehenen „Pflegestätten“ abzugeben hätten.³

Heimatlos, abgemagert, vernarbt

Unmittelbar nach Kriegsende beschlagnahmte die US-Armee das unweit des berühmten KZ Dachau gelegene Kloster Indersdorf, sodass schon im Juli 1945 das erste „International Children's Center“ der „United Nations Relief and Rehabilitation Administration“ (UNRRA) eröffnet werden konnte. Aufgabe der 1943 gegründeten Welthilfsorganisation war es, die zahllosen entwurzelten und verschleppten Menschen in sogenannten „Assembly Centers“ mit dem Nötigsten zu versorgen und ihnen dabei zu helfen, sich selbst wieder aufzurichten und ein neues Leben aufzubauen.⁴



Nach der Befreiung: Schmuel mit einem US-Soldaten © Privatarhiv Anna Andlauer

Wenige Wochen, nachdem das Kinderheim offiziell eröffnet worden war, fanden 187 von rund 900 in der US-Zone registrierten „unbegleiteten“ Kindern und Jugendlichen aus sieben Nationen im Kloster ein sicheres Zuhause. Die Mehrheit von ihnen waren ehemalige Zwangsarbeiter aus osteuropäischen Ländern, die in KZ-Produktionsstätten, Bauernhöfen oder in Fabriken hatten schuften müssen.⁵ Ihre teilweise jahrelange Sklavenarbeit hatte deutliche Spuren hinterlassen – hungrig, zerlumpt und verwildert kamen sie in Indersdorf an. Andere waren Kinder von Zwangsarbeiterinnen oder im Zuge von „Germanisierungsprogrammen“ nach Deutschland verschleppte Jungen und Mädchen. Die kleine Gruppe der elternlosen jüdischen Kinder und Jugendlichen kam aus den Kon-



Lazar (heute Leslie) Kleinman ist der einzige Überlebende einer zehnköpfigen jüdischen Familie aus Rumänien © Privatarhiv Anna Andlauer

zentrationen oder hatte mit falscher Identität im Untergrund überlebt. Alle waren gezwungen gewesen zu stehlen und zu betrügen, um zu überleben. Sie kannten kaum soziale Verantwortung und Moral.⁶ *Heimatlos, abgemagert, vernarbt, ängstlich, beraubt, verbittert, Zeugen von schrecklichen Dingen – das waren die Kinder des befreiten Europas.*⁷

Zunächst sorgte der 17-köpfige Mitarbeiterstab des UNRRA-Teams dafür, dass die Kinder medizinisch versorgt wurden und ausreichende Ernährung erhielten. Zur Seite standen ihnen die Ordensfrauen des Klosters, die sich um Küche, Wäscherei und Nähwerkstatt kümmerten. Zusätzliche Hilfe leistete die US-Wohlfahrtsorganisation „American Jewish Joint Distribution Committee“ und die „Jewish Agency“. Während der Jahre

im Lager oder in der Illegalität hatten viele Kinder und Jugendliche vergessen, dass man sich zum Essen an einen Tisch setzt, Tassen, Teller und Besteck benutzt, die Nahrung nicht blitzschnell herunterschlingt oder gierig nach dem Brot greift und sich die Taschen damit vollstopft. Daher sorgten die UNRRA-Helfer dafür, dass die Kinder in kleinen, familienähnlichen Gruppen im Speisesaal an gedeckten Tischen Platz nahmen. Die Betreuer halfen mit Gesprächen, dass die Kinder ihre verstörenden Erfahrungen verarbeiten konnten und vermittelten ihnen, dass sie willkommen waren. Dies stärkte ihr Selbstwertgefühl.⁸

Im Mittelpunkt aller Aktivitäten standen die Erziehung und Bildung der Kinder, die weder eine Schule besucht noch eine Ausbildung absolviert hatten. Zu den vordringlichsten Aufgaben zählte daher, einen geordneten Unterricht anzubieten. Dabei wurden die Klassen nicht nach dem Alter zusammengestellt, sondern nach dem aktuellen Wissensstand der Schüler. *Die meisten Kinder waren begierig zu lernen, wie Schwämme saugen sie den Lernstoff auf*, berichtete Greta Fischer, eine der UNRRA-Sozialarbeiterinnen in Indersdorf, die selbst in den 1930er Jahren als Jüdin nach England fliehen musste. In London lernte sie die Psychoanalytikerin Anna Freud kennen, die sie in das Gebiet der traumatherapeutischen Arbeit mit Kindern einführte. Dieses Wissen setzte Greta Fischer erfolgreich und mit viel Empathie bei ihrer Arbeit im Kloster Indersdorf ein. *Es galt, jedes Kind, jeden Jugendlichen individuell wahrzunehmen und aufzufangen*, so ihr Motto.⁹

Hoffnung auf bessere Tage

Hunderte entwurzelte und heimatlose Kinder sind ab 1945 in Indersdorf von Greta Fischer und ihren Kollegen ins Leben zurückgeführt worden. Das „Internationale Kinderzentrum Indersdorf“ gab es rund ein Jahr. Mit der Schließung entstand im Sommer 1946 ein neues Auffanglager für rassisch oder politisch verfolgte Kinder in Prien am Chiemsee. Alle Bewohner und das Personal aus Indersdorf wurden verlegt und dort in mehreren beschlagnahmten Hotels einquartiert. Im neuen Kinderzentrum konnten zwar maximal 600 Jungen und Mädchen Aufnahme finden, doch die Belegzahlen pendelten sich bei durchschnittlich 400 Bewohnern ein. Der Anteil der jüdischen Kinder betrug rund 50 Prozent.¹⁰ Denn im Laufe des Jahres 1946 hatte die geheime Fluchthilfeorganisation „Bricha“ (Flucht) damit begonnen, immer mehr jüdische Kinder aus Osteuropa in die US-Zone zu schmuggeln, um sie

von dort nach Erez Israel bringen zu können. Als Beispiel hierfür seien die Anstrengungen der „Haschomer Hazair“- und der „Dror-Habonim“-Bewegung in Ungarn genannt. Ihnen war es gelungen, zwischen 3.000 und 4.000 Jungen und Mädchen – vornehmlich aus Budapest und Umgebung – vor dem sicheren Tod zu bewahren, doch befanden sich diese Kinder in schlechter psychischer Verfassung. Hinzu kamen körperliche Erkrankungen.¹¹ Die jüdischen Aktivisten sorgten umgehend dafür, dass medizinische Hilfe und Nahrung zur Verfügung gestellt wurden und versuchten, den Kindern *etwas menschliche Wärme und Hoffnung auf bessere Tage zu vermitteln*.¹² Sobald die Jungen und Mädchen reisefähig waren, wurden sie auf den Weg nach Palästina geschickt. Da zu diesem Zeitpunkt eine offizielle Emigration nach Erez Israel nicht möglich war – die britische Mandatsmacht verwehrte den Juden die Einreise – entschloss man sich, die Kinder und Jugendlichen zunächst nach Deutschland in die amerikanische Besatzungszone zu bringen, einige von ihnen auch nach Indersdorf.

WWW.FACEBOOK.COM/FSG.OEGB WWW.fsg.at

**MEHR
GERECHTIGKEIT
BEI BILDUNG, ARBEIT, EINKOMMEN, WOHNEN
HEISST BESSER
LEBEN**

**OHNE KAMPF
KEIN FORTSCHRITT.** **FSG**

Fraktion Sozialdemokratischer GewerkschafterInnen



Zionistische Funktionäre vor dem Beit Jeladim Iwrit, DP Merkas, Kwuzat UNRRA (Jüdisches Kinderhaus, DP-Zentrum, UNRRA-Siedlung)
© nurinst-archiv

Sie bildeten die Basis für das ab August 1946 errichtete „Beit Jeladim Iwrit DP Merkas“ (Jüdisches Kinderhaus – DP Zentrum). Für rund zwei Jahre war das Kloster für durchschnittlich 270 elternlose jüdische Jungen und Mädchen ein sicherer Platz. Im Herbst 1946 lebten 76 Kinder zwischen sechs und 13 sowie 181 zwischen 14 und 17 Jahren in Indersdorf – lediglich ein Kind war unter fünf Jahre alt. Am Anfang setzte sich die Bewohnerschaft zu etwa zwei Dritteln aus polnischen und einem Drittel aus ungarischen Waisen zusammen. Später beherbergte das Kloster Indersdorf mehrheitlich Kinder aus Ungarn, die der zionistischen Jugendbewegung „Dror“ angehörten.

Neben der Vermittlung elementarer Sozial- und Bildungkenntnisse sowie erster berufspraktischer Fähigkeiten war das erklärte Lernziel aller pädagogischen Bemühungen, die national-jüdische Identität der Kinder zu stärken: *Die heimatlosen DP-Kinder können erst dann aus ihrem Elend und ihrer psychischen Depression befreit werden, wenn wir ihnen beibringen, dass auch sie ein Land und eine eigene Heimat haben, Erez Israel. Erst wenn das Kind sich als Bürger seines eigenen Landes begreift, wird es sich im Herzen der gesamten Menschheit zugehörig fühlen*

*können.*¹³ Durch regelmäßige Vorträge über die zionistische Ideologie und die politische Situation in Palästina manifestierte sich der Zionismus zur *dominierenden politischen Weltanschauung in den jüdischen Camps.*¹⁴ In einer Studie über jüdische DP-Schulen rügte eine US-Pädagogin die einseitige Ausrichtung der Jungen und Mädchen auf Palästina als „Indoktrinierung“. Die jüdischen Lehrkräfte wiesen diese Kritik vehement zurück: *Die Kinder haben nichts, gar nichts. Die Landkarte von Erez Israel ist ihre einzige Rettung. [...] Indoktrinierung mag für normale Kinder in einer normalen Umgebung schlecht sein. Aber was ist an unserer Lage normal?*¹⁵

Obwohl der Gebrauch der hebräischen Sprache durch regelmäßigen Unterricht forciert wurde und viele Hinweisschilder im Kinderlager hebräische Aufschriften trugen, publizierten die Betreuer eine lagereigene Zeitung in ungarischer Sprache: Das von Jozsef Schwarz herausgegebene Blatt mit dem programmatischen Namen „Uj Elet“ (Neues Leben). Es erschien jedoch nur in fünf Ausgaben.

Wie den Statistiken zu entnehmen ist, verließen in den Sommermonaten des Jahres 1947 mehrere Kindergruppen das Camp – lediglich 96 Kinder besuchten den Unterricht an der Lagerschule. Aktivisten der Jugend-Alija hatten versucht, die Jungen und Mädchen illegal nach Palästina zu schleusen. Einige der Kinder aus Indersdorf teilten das Schicksal der rund 4.500 Passagiere an Bord der Exodus, die im Juli 1947 von Frankreich aus

in Richtung Palästina in See stach.¹⁶ Der Versuch schlug fehl, alle Passagiere wurden zwangsweise nach Hamburg transportiert und in Norddeutschland in verschiedenen Lagern untergebracht. Das Schicksal der Exodus machte weltweit Schlagzeilen und wurde zum Symbol des Ringens um eine freie Einwanderung nach Erez Israel.

Wartesaal zur Emigration

Die leeren Plätze im Kinderheim Indersdorf wurden jedoch bald wieder belegt: Über Österreich führten die zionistischen Jugendorganisationen im Laufe des Jahres 1947 weitere jüdische Waisen aus Osteuropa, insbesondere aus Rumänien, in die deutschen DP-Camps. *Die Einrichtung füllt sich wieder*, berichtete ein Mitglied der Jugend-Alija, doch die Kinder *kommen beinahe nackt und hungrig an*. Auch viele Jungen und Mädchen aus dem „Transient Children's Center“ in Rosenheim übersiedelten nach Schließung dieses zentralen Auffanglagers für Kinder im April 1947 ins Kloster Indersdorf.¹⁷ Bis zur endgültigen Schließung des „Children's Center Indersdorf“ im September 1948 wurden im Kloster schätzungsweise 1.000 Kinder und Jugendliche versorgt. Die kleinen Bewohner fanden zumeist eine neue Heimat in England, Kanada, den USA oder, wie die meisten jüdischen Kinder, nach Gründung des Staates Israel im Mai 1948, in den Kibbuzim Beit haSchita, Ein Harod, Tel Josef, Chefzibar, Naan und Aschdod Jaakow.¹⁸

Die Geschichte des „International Children's Center Indersdorf“ war jahrzehntelang nahezu in Vergessenheit geraten und nur wenigen Historikern bekannt. Erst die Heimatforscherin und ehemalige Lehrerin Anna Andlauer brachte dieses Kapitel der deutschen Regionalgeschichte ins öffentliche Bewusstsein. Sie entdeckte einzigartige historische Fotos und spürte mehr als 80 der Überlebenden in Kanada, England, Polen, Israel und weiteren Ländern auf. Anna Andlauer lud die Kinder von damals ins heutige Kloster Indersdorf zu Zeitzeugengesprächen ein und schrieb ihre Geschichten sowie die Geschichte ihrer vorübergehenden Heimat auf. Für viele war die Rückkehr nach Indersdorf ein bewegendes Erlebnis: *In Indersdorf fühlte man sich angenommen und gewollt, nach all den Erfahrungen, wo Dich niemand gewollt hat, bist Du endlich wieder angekommen, hattest ein Zuhause*,¹⁹ sagte der 1929 geborene Lazar Kleinman sichtlich bewegt. Er hatte als einziger einer zehnköpfigen jüdisch-orthodoxen Familie aus der rumänischen Stadt Satu Mare die Konzentrationslager Auschwitz und Flossenbürg überlebt. Heute heißt Lazar Leslie und lebt in England.

Die Geschichte des „Beit Jeladim Iwrit“ von 1946 bis 1948 wartet noch darauf, erforscht zu werden. Viele Details hinsichtlich des Alltagslebens, der Bildungsarbeit und der Selbstverwaltung durch die zionistischen Organisationen sind dokumentiert und in US-amerikanischen und israelischen Instituten archiviert, so dass diese Lücke in der Geschichtsschreibung leicht zu schließen wäre.

Anmerkungen

- 1 Interview mit Schmuel Reinstein, April 2010, Augsburg, Privatarchiv Anna Andlauer.
- 2 Jim G. Tobias, Nicola Schlichting, *Heimat auf Zeit. Jüdische Kinder in Rosenheim 1946–47. Zur Geschichte des Transient Children's Center in Rosenheim und der jüdischen DP-Kinderlager in Aschau, Bayerisch Gmain, Indersdorf, Prien und Pürten. Nürnberg 2006*, S. 114.
- 3 Hans Holzhaider, *Die Kinderbaracke von Indersdorf*. In: *Dachauer Hefte*, 3 (1987), S. 116–124.
- 4 Marion E. Hutton, *UNRRA Shelters Unattended Children*. In: *The Child*, Vol. 11/1 (July 1946).
- 5 Cornelia D. Heise (Ed.) *The UNRRA History of Child Welfare. Chapter VI, Children's Centers, Feb. 1948*. UN Archives, New York, S. 1021-81-13.
- 6 Hutton, *UNRRA Shelters Unattended Children* (wie Anm. 4).
- 7 Abraham J. Peck, *A Continent in Chaos. Europe and the Displaced Persons*. In: *United States Holocaust Memorial Museum (Ed.), Liberation 1945*. Washington DC 1995, S. 104.
- 8 Vgl. Anna Andlauer, Greta Fischer und die Arbeit mit jungen Holocaust-Überlebenden im „Internationalen D. P. Children's Center Kloster Indersdorf“ 1945–46. In: Jim G. Tobias, Peter Zinke (Hg.) *nurinst 2010. Beiträge zur deutschen und jüdischen Geschichte*. Nürnberg 2010, S. 11–25.
- 9 Greta Fischer's Report on the D. P. Children's Center Kloster Indersdorf. Januar 1946, Chapter Initiation of the Center. Archive US Holocaust Memorial Museum, Washington DC, RG 19.034.
- 10 American Jewish Joint Distribution Committee (AJDC), Report on the International Children's Center at Prien. 9. Februar 1948, AJDC 45/45, fol. GER. 552.
- 11 Vgl. Asher Cohen, *The Halutz Resistance in Hungary 1942–1944*. New York 1986, S. 170.
- 12 Josef Ben Porat, *Zman Hatefer 1945–1948. Kibbuz Dalia 1993* (hebr.). Unveröffentlichtes Manuskript der deutschen Teilübersetzung, S. 3, nurinst-archiv.
- 13 *Founding of the Board for Education and Culture*, o. D. (wahrscheinlich März 1947). YIVO Institute New York, Leo W. Schwarz Papers, fol. 23.
- 14 Koppel S. Pinson, *Jewish Life in Liberated Germany*. In: *Jewish Social Studies* 9 (1947), S. 116.
- 15 Marie Syrkin, *The State of the Jews*. Washington DC 1980, S. 26f.
- 16 Shulamit Katz, *Doch mi-Beit ha-jeladim Indersdorf (Bericht über das Lager für Kinder in Indersdorf)*. Hagana Archive, Tel Aviv, 123/19/צ׳עייר.
- 17 Tobias, Schlichting, *Heimat auf Zeit* (wie Anm. 2), S. 116f.
- 18 Katz, *Doch mi-Beit ha-jeladim Indersdorf* (wie Anm. 16).
- 19 Interview mit Leslie Kleinman, April 2010, Augsburg. Privatarchiv Anna Andlauer.

Weiterführende Literatur

- Anna Andlauer, *The Rage to Live. The International D.P. Children's Center Kloster Indersdorf 1945–46*. CreateSpace, Independent Publishing Platform (print on demand, Amazon.com) 2012.
- Fraidie Martz, *Open your Hearts: the Story of the Jewish War Orphans in Canada*. Montreal 1996.
- Margarete Myers Feinstein, *Holocaust Survivors in Postwar Germany 1945–1957*. New York 2010.
- Tara Zahra, *The Lost Children: Reconstructing Europe's Families After World War II*. Cambridge (Mass.) 2011.

Inhalt

Sabine Hödl	Editorial	1
Martha Keil	Höfischer Tanz im jüdischen Saal Wohnen und Repräsentation nicht nur im Spätmittelalter	2
Eveline Brugger	„Judenhäuser“ im mittelalterlichen Österreich	10
Elisabeth Loinig	<i>Von den Christen soviel es immer möglich abgesondert ...</i> Jüdisches Wohnen in Wien im 18. Jahrhundert	20
Christoph Lind	In Wohnungen und Lagern Jüdische Flüchtlinge in Niederösterreich 1914–1918	30
Birgit Johler	Möbel aus Freud's Dining Room, London: eine Beziehungsgeschichte	40
Philipp Mettauer	„Das ewige Übersiedeln“. Die Wiener Sammelwohnungen 1939–1942	48
Wolfgang Gasser	„Abgemeldet“ St. Pöltner Jüdinnen und Juden in Wiener Sammelwohnungen. Ein Schulprojekt	56
Ronald Friedmann	Deportiert auf eine Trauminsel	64
Jim Tobias	Leben nach dem Überleben. Das International Children's Center im Kloster Indersdorf	78

Impressum: Juden in Mitteleuropa. Erscheint jährlich. Zweck: Information über jüdische Geschichte und Kultur. Medieninhaber, Herausgeber und Verleger: Institut für jüdische Geschichte Österreichs, Dr. Karl Renner-Promenade 22, A-3100 St. Pölten, Tel.: +43 2742 77171-0, Fax: DW-15, office@injoest.ac.at, www.injoest.ac.at. Chefredaktion und PR-Verwaltung: Dr. Sabine Hödl. Design: www.renate-stockreiter.com. Lithografie: pixelstorm. Druck: rema print.

© Institut für jüdische Geschichte Österreichs. Alle Rechte vorbehalten. Trotz intensiver Bemühungen ist es uns nicht in allen Fällen gelungen, die Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen. Bitte wenden Sie sich zwecks Abgeltung allfälliger Ansprüche an das Institut für jüdische Geschichte Österreichs.

Wir danken dem Bundeskanzleramt, der Erzdiözese Wien, der Wirtschaftskammer Österreich und der Mondi Neusiedler GmbH für die Unterstützung der Zeitschrift.